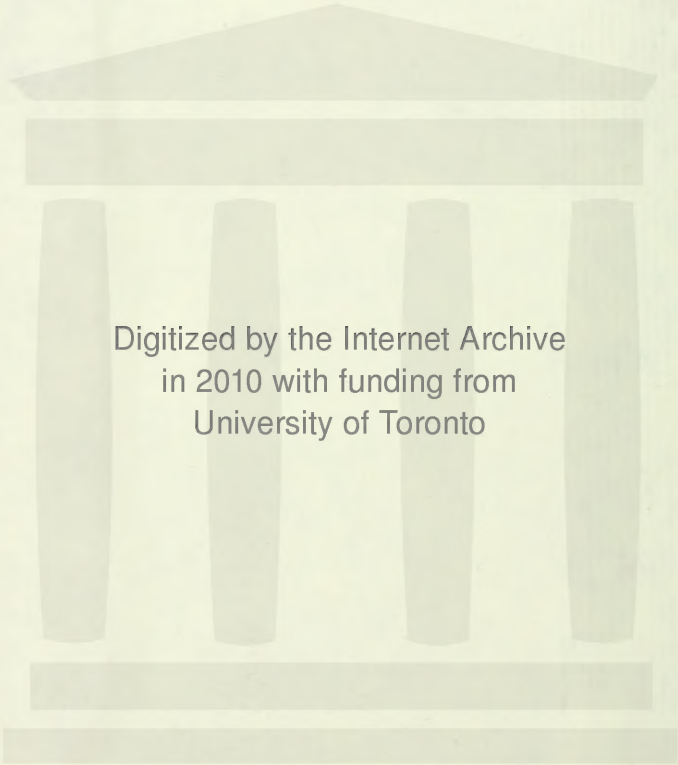
3 1761 07486492 7

PT
2615
A96A6
1912


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derlandstreicher00haup

# Die Bücher der Lese

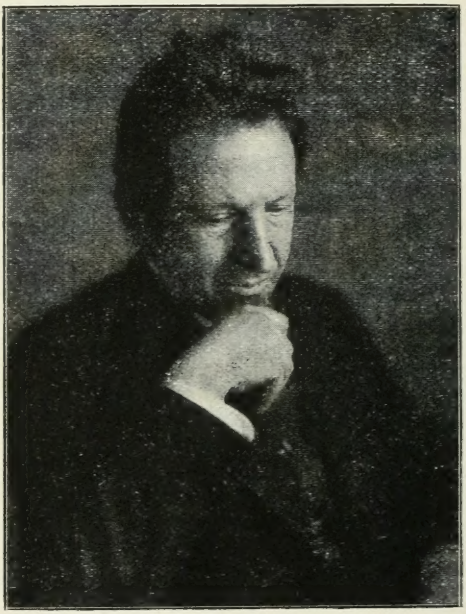
Begründet von Th. Etzel und G. Muschner

Herausgegeben von

**Georg Muschner**

Erschienen 1910: Henry Morton Stanley, Mein Leben / Heinrich von Reder, Gedichte / Adolf Pichler, Der Galgenpater und Anderes, Geschichten aus Tirol / 1911: Klassische Verbrechergeschichten / Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen zugenannt mit der Eisern Hand / Georg Muschner, Über die Brücke, Dichtungen aus jungen Jahren / Hans Böttticher, Was ein Schiffsjungen-Tagebuch erzählt / Gisela Etzel, Aus Jurte und Kraal, Geschichten der Eingeborenen aus Asien und Afrika / Colin Roß, Im Banne des Eisens / 1912: Carl Hauptmann, Der Landstreicher und andere Erzählungen.

# Der Landstreicher und andere Erzählungen
## von Carl Hauptmann



Darauf kommt alles an: willst
Du in die Stadt oder auf den Berg,
oder willst Du nur in die Stadt und
ins Tal.

Carl Hauptmann

# Der Landstreicher

und andere Erzählungen von

## Carl Hauptmann

mit Einführung von

Georg Muschner

Buchschmuck von

M. Körner u. W. Bühler

Die Lese Verlag G.m.b.H. Stuttgart

LIBRARY
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
OCT 28 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
2615
A96A6
1912

# Einführung

Der größere Mensch ist immer der größere Künstler. Der menschlich Mächtigere siegt über den handwerklich Gewandteren, weil er die Welt mit größerer Liebe umfaßt, ganz von innen heraus gestaltet und kraft einer tieferen Auffassung vorbildlich hinstellt: so gilt er auf die Dauer mehr als Einer, der für den Augenblick durch vergängliche Reize bestrickt. So erleben wir es, daß Berühmtheiten, die uns verführt haben, bald verblassen; und daß Andere, die nicht gleich gleißend in den Vordergrund traten, immer deutlicher und siegreicher auftauchen. So Einer ist Carl Hauptmann, der seit Jahren immer mächtiger in unser Gesichtsfeld tritt. . .

Was hat die großen Dichter früherer Zeiten ausgezeichnet? Daß sie in ihrer damaligen Welt so zu Hause waren, daß sie Alles verstanden, zu deuten und zu gestalten vermochten. Sie hatten Alles erfahrungsgemäß in ihren Sinnen, es war in ihrem Blute reif geworden, ihr Herz war voll und reich, so daß sie es nur auszuschöpfen brauchten. Wir dagegen leben in einer Zeit mit einer neuen Wirklichkeit. Unzählige Fragen und Aufgaben stehen vor uns, wie die Welt sie nie gekannt hat. Da ist es leicht möglich, daß man in Kampf und Unsicherheit stecken bleibt und das Naheliegende und Kleine für das Ewige nimmt. Wie viele Dichter der letzten dreißig Jahre unserer Übergangszeit sind in vergänglichen Dingen des Inhalts und der Form untergegangen. Da braucht es eine besondere Ruhe, Innerlichkeit, Erhabenheit, um unbeirrt zu bleiben und die großen Fragen der Menschheit weiterzuspinnen. So Einer ist Carl Hauptmann, der unbeirrt von Zeitströmungen

und Dichtungsrichtungen sich selber aufgebaut hat und hinauf zu einem großen Überblicker, der die alten Stränge der Dichtkunst wieder aufgriff und sie ganz für sich selber fortspann . . .

Durch manche große Werte zeichnet unsere Zeit sich vor früheren aus. Wir haben die Welt so durchgeackert, daß wir in die Tiefen gestiegen sind, wo Menschentum mit dem Kosmischen, mit dem Chaos als dem Quell alles Werdens vereint ist. Wir haben die Masse, das einfache Volk wieder neu entdeckt und die starken Triebkräfte, die in diesem Erdboden schlummern, wieder neu schätzen gelernt. Wir haben neue Kräfte nötig, um das zu gestalten, neue Sprache, neue Bilder und Symbole. Wir dürfen das Alles nicht geben, wie es frühere Dichter getan haben, sondern müssen es zu einer neuen eigenartigen Persönlichkeitskunst ausreifen. Die neuen Dichter sollen nicht Schiller oder Goethe werden, sondern sie sollen sie selber werden, vorbildlich große Menschen und Schaffer. So Einer ist Carl Hauptmann, der ganz eigen und selbständig seine Ausdrucksformen sich gebildet hat, seinen eigenen Atem besitzt . . .

Er liebt das Untergründige, die Seelen, in denen noch starke wilde Triebe hausen. Er findet das am ehesten unter den Einfachsten und Schlichtesten. Wenn ein Anderer interessante Figuren aus verschiedenen Berufen und Ständen schildert: er gibt immer die Menschen unter der Hülle — und meist greift er so tief, daß die Leidenschaften bloß liegen, deren Spiel wir sind im ewigen Werden und Vergehen . . .

Seine Sprache ist gar nicht herkömmlich. Sie hat etwas Ringendes, das ständig nach Ausdruck sucht; sie hat etwas Erdiges, wie wenn sein Blut von Bauern herstammte und den Ruch der Scholle und der Boden-

arbeit hätte. Sie hat etwas Verdichtetes, Volles, Reiches: seine „Miniaturen“, seine „Mathilde“ gehören schon ihrer Sprache wegen zu den schönsten Büchern . . .

In ihm steckt ein Dichter, bei dem man das Lyrische, Epische und Dramatische nicht trennen und schachteln kann, sondern alle Elemente ruhen bei ihm in jedem Satz. In seinen Dramen klingt reinste Lyrik auf und seine Prosastücke schwellen zu dramatischer Größe: ist nicht die Skizze „der Haß“ ein Dramentorso?

Er hat eine besondere Vorliebe für abenteuerliche Gestalten, für fahrende Gesellen, für die Gestrandeten am Wege des Lebens. Weil in solchen Gestalten mehr Ursprünglichkeit lebt als in den bürgerlichen Elementen. Immer aber sucht er nach monumentalen Linien. Von den Phantasiegestalten in der „Bergschmiede“ und von den Volkstypen in den „Hütten am Hange“ ist er hinaufgestiegen zu den großen Gestalten der Weltgeschichte, zu einem Moses und zu einem Napoleon . . .

Carl Hauptmann hat seit Jahren seine Gemeinde. Erst fanden die Stillen und Feinhörigen zu ihm. Dann erstanden ihm Jünger, die für ihn eintraten. Es ist viel über seine eigenartige Persönlichkeit geschrieben worden. Er gehört nicht zu denen, die man zur Unterhaltung liest. Er will, daß man sich in ihn einlebt.

Es erfüllt mich mit freudiger Genugtuung, daß wir unserer Lesegemeinde eine Auswahl aus seinen verschiedenen Prosabänden bieten können. Für das erwiesene Entgegenkommen gebührt dem Dichter und seinem Verleger Callwey besonderer Dank . . .

**Georg Muschner.**

# Judas

Oben am Berge war ein Schuß gefallen, der in dem herbstlichen Zuge der Lüfte sonderbar verhallte über See und Stadt. Und dann ging das Leben dem Abend zu. Ungestört und in Nebeln spinnend sank es aus der Höhe und umwob die Stadt. Und es stieg aus dem See, bis die Nacht kühl und mit Reif hereingebrochen.

Erst am andern Tage fand man ihn.

Ein Student, der oben einsam auf dem Berge spazierte, fand ihn — dort, wo schlanke Lärchen wie Schatten und Schemen gegen Luft und Tal sich in zartem Linienwerk erhoben im Dunstgespinst, und wo man mit seinen Gedanken ganz einsam in Wiesen und Heiden schritt — fand ihn im Grase liegen, die Schläfe zerschossen, die Hand gekrampft und von fallenden Blättern bestreut, die über ihn blinkten und ihn nicht weckten.

Er hatte ihn auch sogleich erkannt. Denn die Studenten kannten ihn alle.

Er hatte ihn erkannt an den Augen, von denen eins noch halb geöffnet, wie lauernd blinzelte, und an dem seltsam ärmlichen, verschabten und doch würdig scheinenden Rocke, dem man die Stellen ansah an Rücken und Ärmeln, mit denen er seit einigen Jahren die Bänke der Hörsäle drückte. Dann vor allem erkannte er ihn gleich, weil er nur einen Arm hatte und

den Ärmel des anderen mit dem Handende in der Tasche trug. Niemand kannte ihn recht, niemand wußte groß von ihm mehr als seinen Namen. Jedermann floh ihn, grundlos fast und doch aus einem tieferen Grunde des Blutes und Lebens, wie er uns nicht klar als Wort und Entschluß, wie er uns als Schmerz und Abscheu, als Mißtrauen oder Widerwillen heimlich anpackt.

Und der junge, einsame Student, der dort oben im Jungholz, das herbstlich raschelte, und nebelumsponnen Morgengedanken in seiner Seele geweckt hatte, die Gestalt des Herrn Sue hatte liegen sehen, empfand einen plötzlichen Schauer — als er von seiner Betrachtung zu sich kam, die ihm eine Last von Leiden, ein unsagbar peinigendes Gefühl von erduldeter Schmach und stummen, unausgesprochenen Kämpfen in kurzer innerer Schau offenbart hatte.

Er lief eilig und wie gescheucht zu Tale, um Leute zu holen und die Polizei von dem Vorkommnis zu unterrichten.

Dann kamen Beamte an die Stelle im Walde und untersuchten — und hoben den längst erkalteten und schon starren Leichnam, und sahen, daß der Schädel zertrümmert war. Das dunkle Haar war rauh und glanzlos und mit Blut beklebt, und das Gesicht, das voller Stoppeln stand, verriet, daß er die letzten Wochen noch einsamer gelebt, sich gar nicht mehr aus seiner Stube herausgewagt und nicht mehr unter Menschen gekommen war.

Er hatte keinen Kragen, nur ein seidenes Tuch um den Hals, das schwarz und verblichen war. Eine Uhr in der linken Tasche besaß er noch, aber sonst kaum etwas Nennenswertes, nicht ein Messer — nicht einen Bleistift — nicht einen Brief. — Ein kleines Geldstück fiel aus dem Rock, als man ihn aufzuheben versuchte.

Die Polizisten standen und überlegten.

Sie kannten ihn auch gleich.

Sie erkannten ihn auch an seinem Armstummel. Und er wurde dann ins Leichenhaus übergeführt, und weiß Gott an welcher Ecke des Kirchhofs, ohne Sang und Klang, ohne Namen und Stein, ohne ein Kennzeichen beerdigt. Vielleicht auch erst in der Anatomie auseinandergelegt, wo man Herz und Nieren und Muskeln und Nerven und alles in bester Ordnung fand, alles am rechten Orte, alles in dem schönen, geheimen Ebenmaß der Glieder, und nicht ahnte, welches unergründlich Lastende an Irrungen von sich und Menschen hier einst als Blutwelle und Erlebnis durch die Adern und Nerven geflossen, und endlich den Revolver gegen sich selbst erhoben hatte.

Aber die Polizisten forschten dann bald auch nach seinen Papieren und seinen Antezedentien, wie man mit einem fremden Namen den Namen und Lauf des Schicksals nennt, wenn man ein Beamter und Registrator ist. Und deshalb kamen zwei in Uniform zu der alten Wirtin und fragten sie aus.

Ja — zu hören konnten sie auch hier nicht viel bekommen. Die Wirtin war armselig. Der enge Korridor, in dem die Polizisten standen, war dunkel. Man konnte kaum sehen, wen man vor sich hatte. Und es roch abscheulich nach Fett und Rauch und Staub.

Sie erzählte, daß Herr Sue ein stiller Mieter gewesen, daß er nur selten mit ihr gesprochen hätte, daß er nur oft in seinem Zimmer hin und her gegangen wäre, stundenlang, und manchmal ganz lebhaft mit sich allein gesprochen hätte. Aber so sehr sie sich auch bemüht hätte, einmal zu hören, was er spräche — weil gerade ihr Bett an der Zwischentür gestanden und sie dadurch

oft im Schlaf sei gestört worden — niemals hätte sie deutlich und klar etwas enträtseln können. Und wenn sie versucht hätte, ihn am andern Morgen zu fragen, niemals hätte er ihre Fragen groß beachtet. Er wäre immer fremd und fast feindselig geblieben, die ganzen Jahre.

„Ich habe mich immer vor ihm geängstigt", gab sie noch am Schlusse zum besten.

Die Polizisten standen und sannen und fragten, ob er bezahlt hätte.

Zuerst verstand es die Wirtin nicht, weil sie nicht wußte, was nun mit ihrem Mieter vorgegangen. Sie hatte gedacht, er wäre in irgendwelche politische Umtriebe verwickelt, und man hätte ihn gefangen gesetzt, was hier öfter vorkam, weil viele Ausländer sich in der kleinen Republik und an der Hochschule zusammenfanden.

„Bezahlt? Mein Gott, was sollte er denn bezahlen?" meinte sie.

„Nun," sagte einer der Beamten, der weniger versonnen und phlegmatisch war und einen frischen Zug um die Augen und einen roten Kinnbart besaß, „wenn Sie noch was von ihm zu fordern haben, ist es wohl damit nichts, denn er ist tot, er hat sich selber das Leben genommen, und in seinen Taschen ist nichts als eine alte, elende Uhr — wenn nicht etwa in seiner Wohnung hier noch was zu finden ist."

Und damit traten alle drei aus dem Dunkel des Korridors in die kalten, armseligen, grauen Mauern seines schmalen, langen Stübchens.

Oh, man fühlte, wie er mochte hin und her gegangen sein, wie ein Gefangener in der Zelle.

Ein Bett stand an der einen Wand, das sie unter-

suchten. Sie fanden nichts. Dann suchten sie im Spind, aber nichts war da. Was er an Kleidern besaß, trug er am Leibe. Wäsche lag einiges zerschmutzt und zerbraucht unten, offen im Spindschube. Das war alles. Und ein Tintenfaß und Feder stand auf dem kleinen Tischchen am Fenster, und ein paar zerrissene, leere Papierfetzen und Zeitungen lagen herum.

Sie dachten, er müsse doch Papiere zurückgelassen haben.

Im Ofenloch lag Zunder. Der Papierruß flog auf, wie man das Feuerloch öffnete. Er hatte offenbar alles noch vor seinem letzten Herbstgange ins Feuer geworfen, und mußte wohl in den Flammen, wie ein jedes letztes Zeichen seines Erdenganges auflohte, noch einmal gekostet haben, daß er das Leben wegwerfen könnte, ruhig und ohne Bedenken.

Schließlich kam die Wirtin und brachte aus der schmutzigen Wäsche eine kleine, schwere Rolle. Zum Erstaunen — Goldstücke! — Er hatte sie offenbar nicht angerührt. — Und dann fand man am Kopfende in die Bettstatt eingeklemmt ein kleines, vernutztes Glanzlederheftchen, in dessen Blättern ärmlich und liederlich, in ungleichmäßiger, nervöser Schrift, Seltsames, Böses und Gutes, wahre Leiden verzeichnet standen. Denn das war kurz und furchtbar die letzte seiner Spuren.

## Das Heft

(Das Heft war ganz vergriffen. Er hatte es offenbar einmal ordnungsmäßig begonnen. Auf der ersten Seite stand mit Tinte geschrieben:)

1. Juni 86.

Ich haßte den Mann. Er hatte mir gesagt, daß ich einen lauernden Ausdruck hätte und mich in Geheim-

nisse einstehlen könnte, ohne es zu wissen. Er grub mir ein Zeichen in meine Seele, das ich nicht mehr wegwaschen kann seither. Ich haßte ihn — und wollte ihn treffen, und im selben Augenblick traf seine Kugel auch mich und machte mich zum Krüppel. Aber er ist tot, und ich lebe.

(Als Nachschrift:)

Ich hatte sein reines Verhältnis zu ihr getrübt. Aber der Tod kam zuvor und ließ es dunkel, und das war meine Rache.

(Auf der zweiten Seite:)

Im Januar 87.

Ich weiß nicht, was ich tun soll? Alle meine Studien in Natur, Geschichte, in Philosophie, alles ist zu friedlich, zu sanft, zu sicher. Nur für Geduldige und Abgeklärte, und ich finde keine Ruhe mehr. Ich treibe mich unter der Jugend herum in sinnverwirrender Sehnsucht, als könnte ich etwas längst Verlorenes wiederfinden. O mein Gott!

(Auf dasselbe Blatt zugefügt:)

Daß ich Gott anrufe! Der mich doch in den Tagen, wie der Haß und die Tat kamen, nicht zurückhalten konnte. Ich rufe ihn nicht. Er wirkt nicht. Er läßt dich laufen: „Sieh, wie du dich selber zurechtfindest.“ Ich finde mich schon. Wenn nicht im Glanz, dann in Dunkel. Er schuf auch Nachttiere, oh!

(Ein anderes Blatt:)

Oh, es ist unsäglich öde. Ich muß den Ort verlassen. Früher ging ich auch „im Zuge“ — ich meine so fünf — sechs — zehn junge Männer, die ernstlich

und leidenſchaftlich ſtreiten und erwägen, ob „Urſache“ nicht nur ein Bild aus vergangenen Zeiten wäre, das uns irreführe über das ewige, verſchlungene Ineinander der Dinge. Die ſtreiten — nur um miteinander zu gehen, weil ſie ſich und die Wahrheit lieben. Ich — liebe — keinen — und was iſt Wahrheit?

(Ein weiteres Blatt:)

Ich muß nur fort von hier, wo alle wiſſen, daß ich den Feind erſchoſſen habe. — Komiſch, ich kann niemanden mehr lieben, weil ich keinem mehr traue. Sie ſehen mich alle ſo ſeltſam fragend an. Und auch wenn ſie höflich ſind, ſehen ſie mich grauſig an. Das machen die Augen der Menſchen für ſich. Das machen die heimlichen Kräfte, die man nicht achtet, wenn man nur höflich und menſchlich ſein will. Die blicken dann für ſich aus den Augen und laſſen ſich nicht ſtören. Dann iſt mir, als wenn ich umſtellt wäre.

(Ein weiteres Blatt:)

Nein, ich muß fort aus den Bekanntenkreiſen aus der Stadt. Ich muß fort. — — Aber da kommt der verfluchte Brief! — Seht ihr! So reckt der Teufel ſeinen Arm aus nach der Seele, die ihm einmal einen Finger gab. Ich will alſo gar noch — pfui — meine Freunde belauern? Und ein Späher ſein? Er ſagte es mir ja, ich hätte Anlage. Und außerdem bin ich arm. Die Eltern haben ſich losgeſagt, weil ich — — Mord — es wäre doch ein Mord. Meine Eltern ſind einfache Leute. — Ach, ich habe gar keine Verpflichtungen gegen die Freunde. Was mißtrauen ſie mir! — Aber ich werde ſehen, ob ich ſo weit bin, das Geld zu nehmen, oder ob ich mir den Weg ins Leben noch offen laſſe.

2

(Das weitere Blatt war mit Bleistift geschrieben. Und dann kehrte der Bleistift oft wieder.)

Im April 87.

— Ah — gut — ich gehe. Es muß ja nicht hier sein. Wenn mir offen steht, zu wirken, wo ich will, nehme ich das Anerbieten an. Ich kann ja studieren dabei. Ich will meinen Lauersinn ausbilden. Es gibt wunderbare Einblicke. Jeder muß werden, wozu ihm Gott Fähigkeiten gegeben. O Gott. O Gott! Warum bestimmtest du mich zum Heimlichen und zum . . .

(Hier hatte er nicht ausgeschrieben.)
(Nach einigen leeren Blättern war neu begonnen:)

Im Mai 87.

Nun also bin ich hier. — Ja — nein — ja — nein! — Ich kann noch immer zurück. Was ich bekam, ist quitt gemacht. Ich habe ihnen auf die Spur des jungen Russen geholfen. Nun könnte ich hier ein neues Leben beginnen. Es ist eine Stadt wie ein Paradies. Fast schien mir, als fiele Licht in meine Seele, als ich die Berge sah und den See. Die Menschen in den bunten Kähnen schienen so frei, und die Luft ist unsäglich frisch und weich. Nein — nein — weg damit! Der Teufel soll mich nicht haben! Das Leben ist so wonnesam. Es ist wieder Frühling. — Ich versuch's neu.

(Alles das und das Weitere stand in freudigen Schriftzügen fast zierlich auf einer Seite:)

Im Kolleg — ein humorvoller Mann mit einem feinen, überlegenen Blick, und wenn er eine Formel an die Tafel malte, einer Glatze wie ein Mönch — lehrte uns die Wirklichkeit sehen. Haha, er hat Recht

— man muß die Namen verachten und das Wirkende greifen. Das gibt auch Kraft. Reden und Meinen wollen uns über das wahre Wertvolle irreführen. — Ich bin und bleibe auf dem neuen Wege. — Neben mir saß ein Fräulein, die jung und schmal schien — aber heiter auf den Professor und noch heiterer plötzlich auf seine Glatze sah — die mich freundlich und arglos anblickte und mich um einige Bücher fragte. Ich besitze die Bücher. Ich gehe zu ihr.

(Auf einer folgenden Seite:)

Ach — da kommt nun der Mann und schreibt mir dasselbe. Ich soll doch die Gelegenheit wahrnehmen. Diese jungen, dunklen, leidenschaftlichen, haßbereiten Russen und Polen wären alles Verschwörer. — Was gehen mich denn eure Verschwörungen an? — Ich gehe heute hin zu ihr. Sie hat mir's erlaubt. Ich soll kommen und ihr die Bücher bringen.

(Auf einer folgenden Seite:)

Ich fange an, aufzuatmen. Ich saß in dem kleinen Raume bei ihr, und sie erzählte — und ihr schmales, leidvolles Gesicht bekam einen Ausdruck von leidenschaftlicher Schönheit, einen Glanz, daß ich kaum noch zuhörte, was aus ihren Worten kam, und nur sie ansah. Ich gehe oft zu ihr — sie ist so arglos — und so kühn und frei.

(Später:)

Heute machte sie Tee — und behandelte mich überhaupt wie einen guten Freund. — — Ob sie nicht merkt, daß ich einarmig bin? — Sie ist freundlich und außer Maßen klug und sanft wie eine Frühlingsblüte. Es ist ein Zauber um sie, der mich ganz frei macht.

Heute will ich einmal an meinen Vater ſchreiben, daß er mir Geld ſchickt. Wenn ich ſeinen Sinn umkehren kann! — — Dann nehme ich teil am Seminar. Dort iſt auch ſie . . .

(Auf einem beliebigen leeren Blatt war nur gekritzelt:)

Ich liege darnieder.

(Und dann war ſpäter geordneter darunter fortgefahren:)

Wie kam denn das? Ja — ich mußte doch nun ſuchen, Geld zu machen und den Leuten wieder einen Dienſt leiſten. Wovon ſoll ich denn leben?

Oh — eine Kette ſchleppe ich mit mir, die ich immer klirren höre.

(Auf einem ſpäteren Blatt:)

Alſo, ich hatte mich nicht getäuſcht. — Seht ihr! — Dieſe Dame iſt klein und zart — und wie eine Lichtträgerin kam ſie! — Jetzt umſtehen ſie dieſe dunklen, leidenſchaftlichen Landsleute und nehmen ihren Frieden. Sie kam aus einem ländlichen Idyll und war arglos. Nun fiebert ſchon ihr Blick, und ſie ſchaut nach den andern, die haßbereit an Völkerſchickſalen ſinnen und arbeiten. Sie ſehen mich heimlich an und blicken weg. Und ich fühle, daß ihre Augen in ſich ſinnen, wer mich gezeichnet hat — oh —

(Später auf dasſelbe Blatt hinzugefügt:)

Nein, ſie iſt doch arglos. — Es war nur mein Mißtrauen. Sie fragte mich, warum ich nicht mehr käme.

(Auf das folgende Blatt:)

J — ſo geht nun allmählich das Leben ſeinen Gang. Ich fühle doch, wie ſie ihre Stille und ihren

eigenen Sinn verliert und sich von Freunden zermartern läßt. Ich fühle es ja. — Was denn? Was ist es denn sonst? Es wäre nicht gut, an sich zu denken. Man müßte alles gegen Leid und Elend der anderen tun. Das haben ihr die finsteren Verschwörer eingelernt. Ich täusche mich nicht. Auch ihr Blick verliert sich manchmal auf meinen Arm und sucht nach Antwort. Ich wette — sie will mich fragen. Sie beginnt zu mißtrauen.

(Später:

Heute sah ich sie wieder. Sie grüßte mich kalt von ferne und saß unter ihren Landsleuten. Nein, es quält mich. Warum? — Was sind das für Leute? Ich will ihnen nachspüren. Ich kann meine Menschenkenntnis bewähren.

(Auf ein folgendes Blatt mit großen, energischen Zeichen:)

Das ist doch eine tolle Geschichte. Heute — werfen diese Leute Bomben — um den Stoff zu versuchen — und so unvorsichtig, daß einer dabei zerrissen wird. Freilich kenne ich sie. Sie ist ja ewig mit ihnen, und ich weiß ja auch, wo sie ihre Rezepte heimlich brauen. Nun kann man das Nest ausnehmen. Gut — das bringt gutes Geld —

(später dazu geschrieben:)

— und dann Selbstquälerei. — Nein — man muß auch dazu Mut haben —

(Und dann auf demselben Blatt fortgefahren:)

Lächerlich. Auch das alles geht vorüber — mit einem jeden. Und außerdem hasse ich diese Leute. Ich fühle zu sehr, wie sie mich ansehen. Ich kann ihnen kaum unter die Augen, so klein und erbärmlich

Heute will ich einmal an meinen Vater ſchreiben, daß er mir Geld ſchickt. Wenn ich ſeinen Sinn umkehren kann! — — Dann nehme ich teil am Seminar. Dort iſt auch ſie . . .

(Auf einem beliebigen leeren Blatt war nur gekritzelt:)

Ich liege darnieder.

(Und dann war ſpäter geordneter darunter fortgefahren:)

Wie kam denn das? Ja — ich mußte doch nun ſuchen, Geld zu machen und den Leuten wieder einen Dienſt leiſten. Wovon ſoll ich denn leben?

Oh — eine Kette ſchleppe ich mit mir, die ich immer klirren höre.

(Auf einem ſpäteren Blatt:)

Alſo, ich hatte mich nicht getäuſcht. — Seht ihr! — Dieſe Dame iſt klein und zart — und wie eine Lichtträgerin kam ſie! — Jetzt umſtehen ſie dieſe dunklen, leidenſchaftlichen Landsleute und nehmen ihren Frieden. Sie kam aus einem ländlichen Idyll und war arglos. Nun fiebert ſchon ihr Blick, und ſie ſchaut nach den andern, die haßbereit an Völkerſchickſalen ſinnen und arbeiten. Sie ſehen mich heimlich an und blicken weg. Und ich fühle, daß ihre Augen in ſich ſinnen, wer mich gezeichnet hat — oh —

(Später auf dasſelbe Blatt hinzugefügt:)

Nein, ſie iſt doch arglos. — Es war nur mein Mißtrauen. Sie fragte mich, warum ich nicht mehr käme.

(Auf das folgende Blatt:)

J — ſo geht nun allmählich das Leben ſeinen Gang. Ich fühle doch, wie ſie ihre Stille und ihren

eigenen Sinn verliert und sich von Freunden zermartern läßt. Ich fühle es ja. — Was denn? Was ist es denn sonst? Es wäre nicht gut, an sich zu denken. Man müßte alles gegen Leid und Elend der anderen tun. Das haben ihr die finsteren Verschwörer eingelernt. Ich täusche mich nicht. Auch ihr Blick verliert sich manchmal auf meinen Arm und sucht nach Antwort. Ich wette — sie will mich fragen. Sie beginnt zu mißtrauen.

(Später:

Heute sah ich sie wieder. Sie grüßte mich kalt von ferne und saß unter ihren Landsleuten. Nein, es quält mich. Warum? — Was sind das für Leute? Ich will ihnen nachspüren. Ich kann meine Menschenkenntnis bewähren.

(Auf ein folgendes Blatt mit großen, energischen Zeichen:)

Das ist doch eine tolle Geschichte. Heute — werfen diese Leute Bomben — um den Stoff zu versuchen — und so unvorsichtig, daß einer dabei zerrissen wird. Freilich kenne ich sie. Sie ist ja ewig mit ihnen, und ich weiß ja auch, wo sie ihre Rezepte heimlich brauen. Nun kann man das Nest ausnehmen. Gut — das bringt gutes Geld —

(später dazu geschrieben:)

— und dann Selbstquälerei. — Nein — man muß auch dazu Mut haben —

(Und dann auf demselben Blatt fortgefahren:)

Lächerlich. Auch das alles geht vorüber — mit einem jeden. Und außerdem hasse ich diese Leute. Ich fühle zu sehr, wie sie mich ansehen. Ich kann ihnen kaum unter die Augen, so klein und erbärmlich

und wage mir nicht einmal einen neuen Rock zu kaufen, so ekelt es mich schon an!

(Das letzte ist eckig und groß und fast im Zorn geschrieben. Dann folgen einige leere Blätter. Dann steht energisch:)

Heute beim Professor im Seminar waren aller Augen auf mich gerichtet, daß es mich stach. Ich wollte es immer herausschreien: Ich verrate euch alle. Auch ihr ins Gesicht, daß sie gleich vor Schreck über ihre Arglosigkeit gestorben wäre. Alle sahen mich an. Alle sahen auf meinen Arm. Alle sahen heimlich, als säße ein Aussätziger da, den sie fürchteten. Und ich blickte immerfort vor mich und konnte meinen Blick nicht in die Höhe bekommen. Ich war wie verwirrt. Fortwährend begannen meine Augen zu tränen, wenn ich ein Wort zu sagen hatte. Und ich stotterte auch und sah lieber auf den Tisch vor mich nieder, und war dann froh, hinaus zu sein. — Ich verliere mich ganz.

(Auf einer folgenden leeren Seite steht ganz feierlich und allein:)

Jeder Weg, den du gehst, ist der richtige in Gott, aber noch lange nicht der richtige in dir. Und Gott wird dich durch Mund und Blick anderer über dich lehren. Aber alle eure Münder können Gott nicht über sich lehren. O Gott — wohin? — ich —?

(Auf einer späteren Seite in ruhigerer Schrift:)

Ich lud mir heute den neu angekommenen, jungen Mann, einen langen, ernsten Menschen, ein, der es auch mit dem Denken ernst nimmt und mich auch auf dem Heimwege vom Seminar nicht losließ wegen der letzten Ansicht des Professors, als gäbe es kein Mysterium. Mein Gott! — Im Wirklichen ist alles so offenbar,

scheint mir. Es wäre eine Erlösung für mich, wenn es aus der Tiefe noch einmal herausbräche, was mich heilte. Aber was ich lebte, ist so klar — scheint's — und so gemein — weil es heimlich sein mußte. — Der Gute ist ein Schwärmer. Er vergißt den Menschen und die Selbstsucht und alle Süchte.

(Später:)

Der Mensch war wieder bei mir. Er kommt gerne. Er hat nur den Sinn auf sein Denken gerichtet und gebraucht weder Augen noch Ohren. — Ich glaube, er hat noch nicht einmal gesehen — daß ich einarmig bin. — Er will nur mit mir reden. Das lenkt mich auch ab von dem Peinlichen, wovon er nichts zu wissen scheint, der Glückliche!

(Auf einer weiteren Seite in froher Schrift:)

Heute kamen nun beide zusammen. — Da hatten wir's. Sie — oh — ist Feuer — voll Begeisterung — noch in Harm und Sorge um die Freunde erst. Sie hält jeden Menschen für anständig — und für einen Vaterlandsfreund. An Verrat denkt sie nie. Man müßte alles gegen das Elend tun. Aber er nun fand, daß man nichts anfangen könne, solange man im Dunkeln tappe. Dunkel heißt soviel als unetikettiert. Und klar heißt sichere Etiketten — und wo in der Apotheke die einzelnen Rezepte fürs Leben stehen. Du Tor! Da kannst du lange warten! Du selbst — du mußt sicher schreiten aus Blut und Leben. Die anderen sind dabei nur schwache Stützen. Da kommst du noch dahinter. — Und ich vergaß mich ganz, und vergaß ganz, daß sie vor einem Verräter sprach. Beide ahnten nichts. — Sie waren ganz in ihren Ideen. — Sie nahmen mich mit wie einen Kameraden, dessen man sicher ist,

den man gar nicht mehr ansehen braucht, wenn man zu ihm sagt: „Komm auf den See — es ist Feierstunde, und die Sonnenflut schillert über die Wellen. Wir fahren und träumen!“

Und ich ging mit — o Gott — und unten hält mich ein Polizist an und fragt mich leise etwas. — —

Wie wir dann im Kahne saßen, war es ganz stumm unter uns.

(Auf einer späteren Seite:)

Ich verrate — ich verrate — ich bekomme Geld und verrate. Ein Verräter bin ich und werde es auch bleiben.

(Auf der folgenden Seite fast schön geschrieben:)

Jeder erkennt mich auch. Selbst der in seinen Ideen, der gar nicht sah, daß ich einarmig bin, selbst der hat mich erkannt. Er meidet mich. Er geht mit ihr und meidet mich. Sie meidet mich auch. Und sie vergißt ganz, daß ich alles Mögliche von ihr weiß. — Oh, man muß Mut haben. Auch zum Verraten gehört Mut. — Und nun gerade will ich ganz arglos tun und selbst einmal zu ihnen gehen — und lachen. Ja — heute will ich hingehen und sie abholen — und arglos tun und lachen. — Er wird bei ihr sein.

(Auf der folgenden Seite:)

Hahaha — nein, nein — sie sind ja argloser als je. Gar nichts ahnen sie. Und sie klagte mir nur, daß heimliche Angeberei immer mehr um sich fräße wie ein Geschwür. Es sei wieder einer verhaftet worden. Ein Chemiker, ein junger Jude, ein ausgezeichnet aufgeklärter und unbeugsamer Mensch, der sein ganzes Vermögen hingegeben. „Oh — haha — das wußte ich. Ich gab ihn selber an.“ Ich lachte. Du selbst hattest mir ja alles

schon haarklein erzählt — so arglos — und hattest mir nicht angesehen, daß ein Kummer durch meine Seele ging — daß ich ein Verräter sein muß — — wie einer, der weint, wenn er nüchtern ist: „Ich bin ein Trinker“ und der heimlich hingeht und nicht von der Flasche kann. Ich habe keinen Beruf — ich lauere nur — auf mich und auf jeden — auch auf dich. Ja, ja, es ist wie eine peinigende Wollust — auch auf dich! — Pfui, pfui rufe ich und nehme Geld — und lauere — und sehe, daß ihr mich alle verachtet — und dann gehe ich aus Rache hin, um euch anzugeben — um eure Begeisterung anzugeben, die mir warm macht, wie ein Herdfeuer, das mir eine Wollust ist, auszulöschen! Ha, nun brennt nur weiter —! Hahaha — ein Gezeichneter bin ich — ein Verräter bin ich — ein Judas bin ich.

(Auf einer nächsten Seite:)

Und ich kann das Leben nicht lange mehr ertragen. Das ist mir heute klar geworden. Schon gestern. Gestern saßen wir wieder alle beim Professor. Ich glaube, der Überlegene hatte mich von vornherein erkannt. Er machte Anspielungen. Er sagte immer: „Herr Sue, wir kennen uns.“ Er meinte ja nur meine philosophischen Meinungen, aber er sagte es, daß es mir ins Blut drang. Und die anderen empfanden es, wie wenn er mit den Fingern auf mich wiese, wie er sagte: „Wir kennen uns!“ Es verwirrte mich ganz. Ein paarmal mußte ich auf meinen Arm sehen — und ich versuchte, nach der Lüge zu suchen, daß ich in einem ehrenhaften Handel, im Kriege, blessiert sei. Es fiel mir nur nichts Rechtes ein. Sie machten mich alle mit ihren Blicken so hündisch klein und erbärmlich — daß ich hin und her um mich alles vergaß — und

tausendmal eine reine Auferstehung feierte — jedesmal, wenn ich aus dem In=mich=hineingraben einen Augenblick endlich wähnte ... daß ich doch nur unter disputierenden Menschen saß. Sie disputierten fortwährend über friedliche, reinliche Begriffe, und ich lebte wahrhaftig unterdessen ein schaurig unheimliches Leben.

„Wir kennen uns, Herr Sue."

(Zwischen leeren Blättern steht auf einer Seite hingekritzelt:)

Ich könnte jeden verraten.

(Dann auf einer späteren Seite:)

Ich kann das Leben nicht mehr lange ertragen. Das kam mir heute noch deutlicher ein. Ich fuhr mit ihr allein. Ich hatte sie unten am See getroffen, und sie lud mich ein, mit ihr in die blinkenden Wasser hinauszufahren. Sie wollte rudern. O Gott — ich rufe dich! — Ich sah sie an — ein Glanz umspielte ihren feinen, lächelnden Mund, und ein Glanz lag in ihren grauen Augen. — Die seidigen, braunen Haare löste der Wind — und ihren lichten Strohhut warf sie sich zu Füßen in den Kahn — und so schlank und zart — sie ruderte kräftig — sie lachte mich an in ihrer schönen, freien, seligen Bewegung — immer wieder. Der Kummer ihrer Seele war verstrichen. Sie begann umherzublicken — in die Sonnenlichter der Wellen, worein Perlen von dem Ruder fielen — und sah auf. Möwen zogen im rosigen Licht vorbei und tauchten nieder in die funkelnde Flut. — Ich genoß eine Welt, die ich lange nicht gesehen. Ich begann zu steuern wie einer, der der Sonne nach will. — Sie hatte mich vergessen. — Sie sah mich nicht. — Und — ich — fühlte — ich fühlte — daß ich zum — Mörder werden könnte — mein Gott! — Ich starrte sie an wie ein Wahnsinniger. — Ich

versuchte alles mit Gewalt in mir niederzuringen. — Ich dachte an sie mit allen Sinnen. — Sie sah nur ins Licht. Sie hat immer nur den Blick im hellen Himmel und Himmel im Auge. — Und ich sehnte mich — furchtbar. — Ich dürstete — sie sollte mich emporheben — sie sollte mich retten! Ich wußte, daß sie mich retten könnte. Daß in ihrer freien Seele voller Licht und Vergessen ich baden könnte wie in einer lauteren Flut! — — — Aber sie sagte auf einmal ganz erschrocken: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Was tun Sie? Wie sehen Sie aus? Was machen Sie? Wie sehen Sie aus?“ Und ich lachte greulich. — Wie ein Blödsinniger lacht! — Ohne einen Klang, ohne ein Wort. Es war ja auch wahrer Wahnsinn, so etwas zu denken. Wo dachte sie denn an mich? Wo hatte sie denn je an mich gedacht! Und sie lächelte über mich gezwungen kindlich — daß sie mich in mein ganzes Dunkel ärger zurücktrieb, und sagte schließlich ganz fest mit bleicher Miene: „Aber warum sind Sie so stumm? Sie lauern ja fast und sehen dann immer nach der Erde — warum?“

(Das Vorherige war in einem Zuge über mehrere Seiten geschrieben. Dann war später noch hinzugefügt:)

O du mein Täubchen! — Das hast du erst jetzt erkannt? — O du Strahlende! — Ich bin ja ein Verräter — — und ich kann das Leben nicht mehr aushalten.

(Auf einer der letzten Seiten steht unleserlich und gleichgültig:)

Ich bin immer zu Hause. — Ich komme gar nicht mehr auf die Straße. — Ich mag mich nicht sehen lassen. Wenn ich sie sehe, ermorde ich sie. Sie ist ein Kind — nun entdeckte sie, daß ich lauere, und daß

ich sie begehre, wild, wie ein Vieh nach dem Wasser schreit — wie ein Feuer, das sonst sich selbst verzehrt — wie eine elende Krankheit, Haß und Wahnsinn und Taumel.

(Später:)

Ich mußte alle verraten. — Ich wollte sie kränken, weil sie nicht auf mich achtete. Ich wollte sie einsam machen. — Ich wollte sie besitzen — ach — ich Elender — ich Unsinniger — dessen Augen selbst den Sonnenstrahl und die Wellen im Scheine des Abends nicht sehen können, ohne sie zu belauern — heimlich und tückisch. — Ich — mag nicht mehr unter die Menschen — — ich muß zu Boden blicken — ich verbrenne alles — ich vernichte mich.

(Auf einer weiteren Seite:)

Es trieb mich gestern heimlich vor ihr Fenster. Da sah ich eine Mannesgestalt als Schatten gegen das Fensterkreuz gelehnt. Sie hatte Licht. Und ich hatte meinen Revolver bei mir. Es war gut, daß einer bei mir war.

(Darunter mit fast anderer Schrift:)

Ich bin zu feige zu allem.

(Später geschrieben:)

Ich habe nur zum Verrat noch Mut. So mag sie verraten sein. Wenn ich sie nicht töten kann.

(Auf der vorletzten Seite steht, als wenn sich jemand im Schreiben hätte üben wollen, viele Male untereinander derselbe Satz:)

Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.
Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.

(Immer dasselbe:)

Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.

(Darunter war eine hundertfältig verſchlungene Bleiſtiftlinie, wie Kinder ſie hinmalen in ſinnloſen Figuren, wenn ſie dazu gähnen und ſich unſäglich langweilen. Und dann ſtand mit faſt jugendlicher Schrift wie im Anfang:)

Man hat ſie ausgeliefert. —

(Und darunter ſtand:)

Heute — Heute — Heute —

(Und das heute immer größer und ein paarmal ganz groß geſchrieben:)

Heute . . .

(Das mochte ſein letzter Tag geweſen ſein.)

# Heimstätte

## I.

Einsame Spätsommersonntagsstille oben über dem Bergwald — wo dann Haiden und Krummholzbüsche zum Kamme emporklettern — im Schlage, wo alte knorrige Wetterfichten vor kurzem festgestanden hatten und nun nur noch die Wurzelstöcke aus dem aufgewühlten Boden ragten. Zwischen Blöcken und Stöcken blühten und glühten Weidenrosen. Die grünen Blaubeerblättchen und tausend kleinen Kräuter glänzten weithin wie in Silber, über die die roten Blüten gestreut schienen in stiller Sonnenfreude. Es war klar weithin in die tiefe, ferne Welt — und lautlos einsam. Nur Axtschläge hallten und ein Spechtlachen klang. Ein Grüner und ein Schwarzer kamen in wogendem Fluge in der freien, frohen Sommerluft, suchten den Stamm der einzeln inmitten des Schlages verschont gebliebenen Fichte, die bis zum kleinen Wipfel astkahl war. Ein jeder Vogel saß emsig am Stamme, eilte ringsum, das Köpfchen rückwärts gestaut wie einer, der seine Zeitung weit halten muß, um sicher zu sehen, das schwarze Köpfchen aus dem hellgrünen Jägerkleide nun neugierig noch einmal zurückwendend in die einsame, sonnendurchwirkte Halde — der Grüne — und dann laut und eilig pochend, daß weithin eilfertig der Doppelschlag der beiden lustigen Schweber hörbar über die Halde klang. Nun flog einer — dann der zweite in stoßenden Wellen weiter dem

Walde zu. Es war ein Morgen, als wäre man nicht aus Erde, nur aus Licht und Luft geboren. —

Rubener und sein Ältester, Martin, hatten den ganzen Morgen hier oben gestanden zwischen Blöcken und Stöcken, Arbeit getan — hoch über der Welt aus weiten, blauen Wogen in den freien Unermeßlichkeiten der Berge, die hinauslocken mit Blicken zu schweifen, wer nicht Flügel hat. Ein Stoß Wurzelstöcke lag gegen den Weg dem Kamme zu, den Martin schon aufgeschichtet.

„Martin — paß ock uf —", sagte nun der Vater, der mit harten Schlägen Stöcke zerkleinte, die er mit einem Hebelwerk locker gemacht und in die Luft gehoben. Aber Martin hörte nicht gleich, weil seine eigenen Axtschläge Rubener's Worte übertönten.

„Martin — Junge — stille! paß ock uf! uben — uf a Berg zu — sihste nee?"

Martin ließ die Axt sinken und sah sich nach der Höhe zu um. Und Vater und Sohn standen ohne sich noch zu rühren. Frische Menschen von sicherer Kraft — hemdärmelig und in Arbeitskleidern, feste Stiefeln an den Füßen — ein jeder die Axt zum neuen Schlage in der Hand bereit. Nicht alle im Gebirge sahen so frisch und trotzig aus. Rubener war kaum vierzig — war kurzbärtig und zäh in der Gestalt und mußte sich bücken, wenn er daheim in das niedrige Stübel der Rubenerbaude eintrat. So mußten die Menschen früher gewesen sein, wie sie noch alle Einsiedler waren — ungastlich und rauh — ganz nur für sich lebten, und noch nicht jeder jedem glauben machen wollte, daß sie Brüder wären — einer dem andern nur nahen gekonnt — nicht anders, als offen als Feind, zum Kampfe gefordert. So einer war Rubener — unbewegt — verschlossen,

auch nicht groß Knecht und untertänig — ſtumm und ſtark in der Arbeit — ſanft zu den Kindern und zum Weibe — und wortarm und in Gedanken verſunken. Und Martin, ein ausgelaſſener Wildling, den es juckte, von neuem fröhlich in die Wurzelſtöcke einzuſchlagen, wenn er wie jetzt ruhen gemußt. Und beide ſahen nun mit leuchtenden braunen Blicken, aufgerichtet im kühlen Luftzug über die Heide hin, weil gegen das helle Licht über der Höhe ein Reh — und noch ein Reh und dann ein drittes langſam emporkam — äſend und äugend — ganz nur auf der Berglinie ein wunderzartes Schattenſpiel — flüchtig wie im Sonnendunſt gezeichnet — äſend und dann ſtarr äugend und zum Fortſpringen über Stein und Halde friſch bereit — und nun ſicher gemacht — und dann von neuem hoch emporgerichtet ein jedes, wie der Rubener ſelber und der dreizehnjährige, friſche Junge, in deren beider Blicken jetzt ein Lachen lag im Morgenfrieden, ehe die harten Schläge weiter in die Gründe klangen.

„A ſchienes Tierla“, ſagte Martin leiſe. Aber er hielt es doch nicht aus. Er hatte längſt niedergeſehen, daß er einen klaffenden Spalt vergeblich in einen Klotz geſchlagen, und ſchlug nun mit ausgeruhter Kraft fort, daß die Schneide ſauſend durch den Knorren fuhr und die beiden Wurzelarme ſplitternd auseinander fielen.

„Ich war Dir'ſch zeiga“, lachte er ſchon wieder luſtig für ſich, wie das Werk getan war.

Auch Rubener's Schläge klangen eintönig weiter, daß die Rehe oben noch einmal geäugt hatten und dann mit leichten Sprüngen am Hange hin in's Walddickicht verſchwunden waren. Allzulange gab es für die Rubenerleute kein Ausruhen. Früh im Morgengrauen war Rubener mit Martin ausgezogen, um das Winterholz

für den eigenen Bedarf zusammenzurücken. Eine alte Gewohnheit. Auch Rubener's Vater hatte schon Stöcke von der Herrschaft gekauft, einen ganzen Plan, die er dann immer in Sonntagsfeierstunden selber ausgerodet und klar gemacht hatte, wobei auch ihm der Älteste, der nun Martin's Vater war, geholfen hatte, wie heute Martin ihm. Auch Rubener hatte zu seinem Vater, wie heute Martin zu ihm, aufgeblickt, die stumme, gerade, harte Art, die so liebevoll und verläßlich war, heimlich immer neu angestaunt — auch die sichere Kraft — die es verstand, die vertrackteste Wurzel mit mächtigem Hebelgriff emporzureißen, daß man dann stand, als hätte man ein ganzes Rätselwesen von verwachsener Schlangenbrut Steinen und Blöcken und dem tiefen Erdgeklüfte zu entreißen vermocht.

Eben hob Rubener den Stock einer alten hundertjährigen Fichte aus. Martin sprang ihm zu. Es gab eine harte Mühe.

„Ich war D'r'sch hal'n, Vater!"

„Nee — gih ock 'nim, Martin! — uf de andere Seite — hie nutzt 's nischt — hal' ock Du lieber a Plock mite! Pst! — pst! — ruhig — langsam, Martinla — ja nee gihn lo'n — langsam — sihste — asu giht's — langsam — das Ding werd schun gihn asu — stille — daß 's nee schwappt! — asu — werd — das — Ding!"

„Das is aber a grußer, Vater", sagte Martin, als jetzt der Wurzelstock umgekehrt dalag, die Wurzelenden, die ein Jahrhundert in den finsteren Erdspalten gegraben und gesogen hatten, in Gräuel in die Luft züngelten — nur alles tot und starr. Rubener wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie verwehende Glocken-

töne klangen vom Talgrunde empor, daß Rubener lauschte.

„Fitzte werd de Mutter bal'e kumma, Vater", sagte Martin zufrieden, weil er an's Essen dachte, das Frau Rubener ihnen bringen sollte. Die Baude lag nicht weit.

Wenn Frau Rubener von Jenseits zehn Minuten in die Höhe war, konnte sie den Schlag überblicken. Auch Rubener dachte jetzt an's Mittagessen, wie er fest in das Holz einschlug. Und Martin lachte noch pfiffiger, ohne es zu merken, weil ihm fröhlich zu Mute war, wie den bunten, leicht wogenden Spechten, die neu vom Waldgürtel herüberflogen zur alten Wetterfichte — weil er hörte, wie hell Vaters Schläge in der freien Sonntagsluft wiederhallten —, er lachte, weil er die Blüten der Weidenrosen glühen sah und die verwehten Glocken gehört hatte — weil er nun an die Mutter dachte, die bald, ein böhmisches, buntes Tuch um den Kopf flatternd, wie die Rehe als Schattenspiel auf der Höhe erscheinen mußte. Martin stand jetzt vor den Holzstapeln am Wege, während der Vater tiefer unten Arbeit tat. Er überlegte. Er erwog, daß sie acht Male mit dem Schlitten vom Baudengrunde über das Bergjoch herüber müßten, wenn sie alles Holz heimbringen und Scheit um Scheit dem mächtigen Hausgötzen von Ofen in der niedrigen Baudenstube opfern sollten. „Hahahaha", er lachte, der Junge — den ganzen Morgen — er dachte an alles, wie wenn Träume vorübergingen: an das warme, wohlige Winterstübel und den dämpfigen, spinnwebigen, dunklen Stall, an die Wiege dachte er, worin das Kleinste der Rubenerkinder in dicken Betten lag, an dem die andern wie an einer Puppe hingen — alles kam und ging flüchtig und lustig vorüber, wie die braunen Käfer im Beerenkraut, und wie die Spechte

und die Rehe kamen und gingen, alles flog und sprang und kroch eilig vorbei in seinen lustigen Gedanken, wie Martin den Holzstapel lange überlegend angestaunt.

„Martin!“ rief wieder der Vater, daß es am Hange ein Echo gab, so laut mußte er über den Schlag hin rufen, so weit stand der Junge jetzt auch für den Alten gegen das Bergjoch zu.

„Was denn, Vater?“

„Is das nee de Mutter da uba?“

„Wu denn?“

„Nu uba — sih Dich ock im — uba.“

Martin trat hinter dem Holzstoß hervor und sah auf den Bergpfad. Wirklich die Mutter Rubener kam eilig über die Höhe gelaufen. Auch Martin sah sie erstaunt an. Vater und Sohn regten keine Hand mehr, weil der Anblick der Mutter, die hastig über Stöcke und Blöcke sprang, gleich verwunderte. Man sah, sie hatte sich nicht wie sonst sonntäglich hergerichtet. Eine junge, frische, liebe Frau. Daß Martin ihr Sohn wäre, hätte man ihr in dem Augenblick gar nicht angesehen. Sie war arg gerötet vom Laufen und verriet im Blick eine innere Beschäftigung.

„Vater, Jeses, Vater!“ rief sie ganz atemlos von der Ferne, noch ehe sie zu Martin heran war. Martin verfolgte sie mit dem Blick und trat Schritt für Schritt auch dem Vater näher.

„Nee, sieh ock amol, Vater — hie —“, hastete die Frau nun beim Nahekommen und löste aus einem roten Tüchel ungeduldig ein weißes Schreiben, während der Heidewind ihre Röcke leicht wehte und ihre Blondhaare um Stirn und Schläfen herumtrieb. „Jeses! Du sollst Dir'sch amol lasa —“

„Was denn?“ sagte Rubener versunken, der keinen Blick von der Heranhastenden fortgewandt.

„A Beamter vo unten hot D'r dan Brief gebrucht, Vater.“

„Was denn fir eener? vo wam denn?“

„Ich gleebe, 's is nischt gudes, Vater.“

Rubener hatte den Brief genommen und ihn bedächtig ausgebreitet. Der Wind suchte vergeblich daran zu reißen.

„Vo' der Herrschaft, Vater! — Ich gleebe, 's is nischt gudes, Vater, wenn das wuhr is, was der Kerl derzune sagte, Jeses, Jeses“, sagte die Frau geängstigt, während sie den schon tief studierenden Rubener anstarrte. Martin war nun auch herzugetreten und hatte längst in der Mutter Mienen erkannt, daß auf die friedsam sonnige Sonntagshalde plötzlich eine Sorge gekommen war.

„Was hot's denn, Mutter?“ sagte er ganz erstaunt.

„Da war'n mir ock gihn“, sagte der Mann, nachdem er lange stumm in das Papier hineingesehn, legte Art und Hacke, Hebel und Balken beiseite und zog die Kette klingend aus dem Wurzelstocke, den er gerade in Arbeit gehabt.

„Was hot's denn, Mutter?“ sagte Martin noch einmal leise, daß es die Mutter wohl hörte, aber weil sie des rauhen Rubener plötzlich starres und zernagtes Gesicht angesehen, dem Jungen nichts zu erwidern wagte. Das hing alles eng aneinander, wie Kopf und Glieder. Eine Vatermiene in banger Sorge fuhr als Träne aus dem Auge der Frau, heimlich und ungesehen — und als ein erstauntes und doch hoffendes Aufblicken mit gläubigem Augenschein zum Vater aus Martin's Blicken. Der Vater hatte den vergriffenen

Jägerhut nicht zurechtgeſchoben, hatte alles ſonſt ſtehen und liegen gelaſſen, außer der Jacke, die die Mutter von einem Stocke nahm, und hatte ſogleich den Heimweg angetreten. Nun ſtieg er empor, an der Seite die haſtig laufende Mutter —, denn Rubener war ein ſtarker, ſicherer Schreiter — und auch Martin mußte manchmal einen Schritt mehr machen, ob er es gleich dem Vater ſorglich nachtat. So gingen ſie.

„Dar Menſch — dar Beamte —“, begann Rubener unterwegs die Rede, „hot dar Menſch Dir was geſa't?“

„Ju ju, Vater, er ſa'te wuhl aſu was!“

„Was denn, Mutter“, fragte Martin eindringlich.

Aber Frau Rubener ſah nur ängſtlich zum Manne auf und hörte des Jungen Worte kaum. Sie begriff wirklich gar nichts. Sie ſah nur den Mann wieder heimlich an und ſuchte mit ihm Schritt zu halten, den nun die Unruhe vorwärts trieb, daß er ſich um die Mitſchreitenden nicht mehr kümmerte. Rubener hatte wohl begriffen, worum es handelte.

„Vom Grafen — 's kimmt vom Grafen — 's kimmt aus der Schloßkanzlei —“ ſagte er haſtig.

Martin war bei des Vaters Worten plötzlich auch Angſt geworden.

„Ju ju, vo' der Pacht hot'r geredt, Vater. Was is denn das?“ klagte die Mutter.

Rubener hatte den Brief neu ausgebreitet und war auf der Höhe wieder ſtehen geblieben. Er las laut:

„Dem pp. Rubener wird zur Kenntnis gebracht, daß die Erbpacht der Baude, wenn ſie nun am 1. April des kommenden Jahres zu Ende geht, nicht erneuert werden kann. Die Herrſchaft verfolgt mit dem Plan andere Zwecke, das Haus wäre zum Frühling abzureißen und der Ort in jedem Fall zu verlaſſen . . .“

„Das war'n mir erscht amol sahn, ob mir raus missa", sagte er wütend in die Luft: „Das war'n mir erscht amol sahn." Er war in solcher Versunkenheit und hatte plötzlich eine solche Miene von Haß, wie er weiter ging, daß Mutter und Martin ganz zernagt und stumm neben ihm hineilten, ihn dann und wann nur heimlich ansahen, weil sie sich fürchteten, und nur eine lichtere Hoffnung kam, als aus dem Grunde unten am Hange die Rubenerbaude sichtbar wurde und Hirtenjauchzen und Singen des zweiten Rubenerjungen zu den Heimschreitenden herüberklang.

Die Rubenerbaude lag da wie ein schwarzes, verwittertes, schlafendes Tier — sonnenumflort und ganz versunken — vereinsamt die öden Gerölle rings, wo zwischen Tages seit Ewigkeit der Baudenleute Kühe und Ziegen bis hinauf in's Krummholz ärmliche Gräser und bunte Blumen weideten, friedliche Glocken am Halse, mit denen sie in den flüsternden Heidewind verwehend Glück woben, wenn es wie jetzt Spätsommer war —: der Rubenerleute Kühe, d. h. des Urvaters Kühe und des Vaters und nun auch längst des Sohnes Kühe und Ziegen, was schon in späteren Geschlechtern war.

Von Alters her lag sie dort am Hange, die alte geduckte Baude, das Gehäuse der Rubenerleute. Das Haus hatte ein Urvater gebaut in rauher, tüchtiger Arbeit. Kein Schmuck — aber daß es warm wäre innen und behaglich für Mensch und Vieh. Hundertjährige Stämme zu Balken hatten die harten, schweigsamen Holzmacher damals noch genug zu finden gewußt. Damals war der Wald ungastlich und einsam. Unterholz überwuchs in wildem Gewirr, wo die Waldwasser in rötlichem Grunde rinnen, kaum je von Menschen begegnet, und alte Baumriesen, die Männer nicht um-

ſpannten, ragten mit verſchlungenen Kronen über dem moderigen, feuchten Walddickicht, viele lange geborſten, von Eulen bewohnt — und zerfallen. Da ließ ſich leicht ein einſames Haus bauen. Die Wände der Rubenerbaude waren wie trotzige Mauern, ſo hatten die Wetter der Jahrhunderte die alten Balkenwerke feſt gefunden. Verwittert Dach und Hauswand, in weichen Linien wie geduckt, als wenn ſich längſt das Gehäuſe als lebendes Weſen angeſchmiegt an den verlaſſenen, öden Steingrund, wo nur noch Geröll und Blöcke lagen, und Waſſer ferne rauſchten in der Felsſchlucht, Tag aus, Tag ein — ſeit Jahrhunderten. Denn die Rubenerleute waren alte Bergraſſen. Sie ſaßen in dem einſamen Balkengehäuſe ſeit hundert und mehr Jahren — und nun ſollte weder Dach noch Grund mehr ihr Eigen ſein.

## II.

Der nächtige Gebirgskamm lag einſam — flüſternd und fauchend und haſtend bewegt — und weit und dämmerumſponnen im Scheine des Herbſtmondes, der durch glänzende Wolken fiel — und umfloß von jagenden Nebeln, die aus den Dunkeltälern quollen mit Schatten und Schemen. Und es ſah aus wie eine Nachtwelt im Chaos, noch ungeſchieden oben und unten — und ungeklärt, wo Stürme und Stimmen von Verſunkenen durcheinander wogten in zielloſem Gange — ganz außermaßen ſchaurig und ohne Erlöſung — und es jagten und ſchwanden Dämmer und Dunkel und Schüttern und Stöhnen in weiter, hehrer, einſamer Stummheit.

Rubener war wieder im Tal geweſen. Er hatte ſeit Wochen weder Raſt noch Ruh. Er hatte auch heute wieder in dem engen Stübel dem Amand, dem Strupp-

bärtigen, gegenüber geseſſen, der den Dorfleuten unter der Hand ein Ratgeber war, der neue, große, weiße Bogen bedächtig ſeinem Fenſterſchranke entnommen und auch nach dem letzten vergeblichen Verſuche noch immer wieder getröſtet hatte, daß es ſchon gehen würde. — Rubener hatte mit Amand lange zuſammengeſeſſen und ratlos hin und her überlegt. Der gräfliche Portier und die Leute in der Schloßkanzlei, die ſich längſt anſahen und anlachten, wenn Rubener hartnäckig wie ein Kind es ſich nicht verdrießen ließ, immer wieder einzutreten und um Einlaß zum Grafen zu bitten, hatten ihn heute hart angefahren, ſo daß auch er ſchließlich mit derben, groben Worten und plötzlich ſogar mit Verdächtigungen nicht zurückgehalten. „Das ſein ock de Beamten“, hatte er dann im Zorn geredet, wie er bei Amand eingetreten war. „Das ſein ock de Beamten“, hatte auch Amand immer auf's neue geſagt, als er das Schreiben direkt an den Grafen aufgeſetzt und dann ſorglich und umſtändlich erklärt hatte. Und die guten, ängſtlichen Bittworte waren Rubener feierlich noch einmal und noch einmal in die Ohren geklungen, und dann war er endlich, flüchtig getröſtet, wieder ſeinem Heimatshange zugeſtapft.

Eben war er aus dem finſteren Waldgürtel und dem Flußgrunde, wo Nachtnebel das Grollen der Waſſer noch dumpfer gemacht, in die Sturmhöhe emporgekommen und ſchritt flatternd und kämpfend über die weiten Hochmoore. Aber niemand ſah dem ſtahlharten, rauhen Manne, der ſeinen Bergſtecken gleichmäßig pinkend feſt in den Boden ſtieß, an, daß das, was er im Tale gehört und erfahren, ihm noch arg zuſetzte, und ſeine Gedanken umgingen und nicht zur Ruhe kamen. Monddämmer umwehte geheimnisvoll die ſchweigenden

Blöcke und glänzte weiß in den düsteren Moorlachen, an denen er stumm vorbeischritt. Die Höhenlüfte streichelten wie seufzende Geister flüchtig die bleichen Gräser am Wege — und es stöhnte und rieselte in den verlassenen Halden. Es war klarer und klarer geworden, je höher er aufstieg. Nebelgestalten tanzten jetzt kaum noch in Körpermacht in der Dämmerhöhe — nur noch wie Ahnungen wirbelte es aus dem Lichtmeer heran, das jetzt hinter ihm lag und Gründe und Täler ganz zugedeckt, Dörfer und die Menschenwohnungen drin begraben hatte. Kein Schimmern kam mehr aus Menschenland. Nur von den unermeßlich glänzenden Wolkenwogen, die bis in unsichtbare Ferne alles deckten, quoll und wogte es in den steinigen Uferhalden empor — groß und einsam und wie in Erstarren gebunden — löste Schleiergestalten und trieb sie hastig und pfeifend über die klaren Mondwiesen heran. Der abgrundtiefe, nachtdunkle Himmel stand stumm, in seinem Grunde Stern an Stern gezündet, weit über dem unermeßlichen, bleichen Wolkenmeere in der Erdenrunde, aus dem das öde Höhenland einsam wie am ersten Schöpfungstage sich hob und dehnte — der Mond schwebte im milden Glanzkleid lautlos im Raume, daß Rubener plötzlich wie befreit hinschritt seinen silbernen Lichtsteig aus eitel Blinken und Strahlen wie in einem unbegreiflichen Ätherlande, daß er wie auf einer anderen Erde hinwanderte, umfaucht und umflüstert und unsichtbar und rätselgesprächig umwirbelt und umpfiffen seine stillversunkenen, rauhen, stapfenden Schritte.

Tiefer am Abhang, in dem wolkenerfüllten Seitental, wohin nun der einsame Rubener nach weitem Gange über die Höhe eifriger zuwanderte, erwachte und strahlte ein Licht — ein fernes, kleines Licht — hell wie ein

Stern, der in Nachtwolken aufblitzt, golden funkelt und erlischt — und wieder kommt in Silberdämmern, wenn unsichtbare Hände die Bahrtücher wegheben, und der Mond dann frei in die Gründe leuchtet. Allen Rubenerleuten hatte oft der Stern geschienen, wenn sie spät aus der Waldarbeit heimwärts schritten. Ein jeder Rubener, wie sie seit hundert und mehr Jahren — von Alters her — hier saßen, hatte in Sommer- oder Winternacht, in Sturm und Nebelfinsternissen oder im sanften Dämmerlicht der Berge den einsamen, goldenen Schein dort blinken sehen. Denn dort unten lag noch immer der Rubenerleute alte Heimstätte.

* * *

„Ach Du himmlischer Gott und Vater", seufzte eine sorgliche, abgehärmte Stimme im niedrigen Viehstalle, der dämpfig war, und wo eine rauchige Laterne an der Erde im Stroh schwachen Schein von unten auf drei, vier Kühe und einige Ziegen im Winkel warf: „Wenn 'r ock a Grafen wenigstens eemol gefunden hot."

„Er werd 'n schun gefunden ha'n, Mutter", klang es in sicherem, zutraulichen Tone zwischen zwei schwarzglänzenden Kühen hervor.

Mutter Rubener und Martin saßen jedes unter einem Kuhleibe im halben Scheine und molken. Die Kuhschatten gaben einige Bewegung an die spinnwebigen Deckenbalken und die verwitterten Stallwände — und man hörte, wie die Milch in Strahlen in die Kübel floß. Alles war still sonst — und blieb still, daß drinnen aus dem Nachtgetümmel der steinigen Halden nur Stimmen allein noch hörbar waren, Geisterfinger an die Scheiben strichen und klopften, und alles nur vom nahenden Winter, von noch tieferer Einsamkeit und

hartem Kampfe und von Träumen und Vergrabenſein zu reden ſchien.

„Mein Gott! mein Gott! Wenn 'r ock a Grafen endlich amol ſelber finden tät“, ſagte in der niedrigen Stube drinnen auch der altgewordene Leiermann, indem er ſich vom Tiſche erhob und einen blöden Blick der kauenden Leiermannsfrau zuwarf, die verſunken vor ihrer Suppe ſaß.

„Jeſes, Jeſes! daß der Mann heute wieder nee kimmt!“ ſagte die halb verzweifelt. Der kleinere Rubenerjunge, der zehnjährige Max, der am Tage einſam die Kühe geweidet, ſaß neben ihr in der Bankecke und verfolgte ihre Biſſen bis zum Munde.

„Was ſöllt' 'n ock die armen Leute um Jeſu Chriſti willen a'fangen, wenn 'r a Grafen nee a eenzigſtes Mol finden tät!“

„Nu ebens, nu ebens!“ ſagte der Leiermann und ſtand altersſäumig in der Stubenmitte.

Man hörte nur das Wippen der Wiege, die die vierjährige Ella zu ſchaukeln begonnen, weil das Kleinſte plötzlich leiſe gewimmert hatte.

Es ging Sorge um in der Rubenerbaude.

Auch die Leiermannsleute quälte es längſt, daß alles beim Alten bliebe, daß Rubener die entlegene Heimſtatt nicht an die Herrſchaft abgeben müßte, in der ſie — ſo lange die beiden weißhaarigen Bettelleute dachten — Sommers in der niedrigen Bodenkammer oben genächtigt hatten, und von der Wenzel an jedem Morgen früh in ſeinem weißen Filzflauſche auf die einſame Steinhalde zog, dort oben gedankenlos vor ſich hin in ſeiner verfallenen Felshütte ſtehend — und hervorkriechend wie ein alter Dachs — langſam zum Leierkaſten am Kammweg ſchlurfend, wenn Wanderer das hohe Rad mühſam

niederstiegen — um in die starken Berglüfte fern und matt in Sturm und Sonnenschein seine zerflatternden, quakenden Leiertöne hineinzudrehen — einsam versunken und stumm bedient von der Alten — gedankenlos und immer windumweht.

Jetzt war Herbst — und morgen wollten die Leiermannsleute für den Winter zu Tale ziehn.

* * *

Frau Rubener war in Unruhe vor die Tür gelaufen und sah in die samtene Finsternis hinaus. Sie fühlte kaum, wie einsam es war. Das war das Leben, das sie kannte. Sie stand im Türrahmen und hielt die Klinke fest in der Hand, weil der Sturm riß. Sie war von Kühen und Ziegen weggelaufen und lauschte. Die Bergwasser fielen hörbar nieder in der Schlucht. Der Sturm trieb um's Haus und johlte höhnisch auf den Holzstapeln, die aus Scheiten gebaut nebelumweht an der Hausecke ragten. Die Rubenern war wie abgehetzt. „Wenn 'r ock a Grafen gefunden hot", ging es ihr wieder durch den Sinn.

Rubener kam. Es klangen ferne Tritte. Frau Rubener war gleich in den Stall und zur Arbeit zurückgeeilt. Er durfte nicht merken, daß sie ihn in Sorge erwartet hatte. Er war in Nebel und Nacht versunken herangestapft und stand wieder vor der Haustür. Im Hausflur war niemand, als Rubener auf den Steinfliesen laut im Dunkeln tappte.

„Gu'n Abend", sagte er bloß, als er im Lampenscheine in der Tür erschien.

„Gu'n Abend, Vater", rief die vierjährige Ella.

Rubener tat, als wenn nichts wäre. Er hatte den Hut gleich auf's Ofengestänge gehangen, den Rock bei-

seite gebracht und setzte sich wie immer auf die Ofenbank. Auch der Junge kam aus dem Winkel, ohne viel zu sagen. Rubener saß bald dumpf vor sich hinbrütend im Halbdunkel.

„Der Sturm ging wohl gar rasnig?“ sagte endlich der Leiermann wie ablenkend.

„Nu do“, sagte Rubener.

Es blieb lange still, unterdessen der alte Leiermann mühsam seinen Packen auf der Fensterbank zu schnüren fortfuhr. Endlich platzte dann die Leiermannsfrau doch heraus.

„Sag ock endlich amol, wie's stiht“, sagte sie entschlossen.

Rubener lachte höhnisch und kraute sich, aber er kam nicht zu sich.

Die Leiermannsfrau warf nun heimliche Blicke auf Rubener und machte ein ratloses Gesicht. Jedes dachte jetzt, daß es nicht gut wäre zu reden im Scheine der ärmlichen Rauchlampe. Altes und junges Wesen rings — der pfiffige Max in fragender Neugier vor dem Vater, und Ella auf der Ofenbank, die sich schweigsam an den dumpfen Sinnirer drückte, niemand wagte zu plaudern in Rubener's hartnäckiges Versunkensein.

Aber in Rubener ging einmal wieder die Hoffnung um. Er hatte neu und neu die Worte ersonnen, die aus Amands Munde hervorgeklungen, und er redete sich längst wieder heimlich ein, daß der Graf sie lesen und erhören müßte.

Martin kam bald — frisch und laut — weil er Vaters Tritte im Stall gehört. Aber er verstummte gleich, wie er ihn auf der Ofenbank sitzen sah.

Auch wie Frau Rubener in die Stube kam, dampfte Rubener nur gleichmäßig blaue Rauchwolken in die Luft.

„Quirlt mir ock ni alle im a Ofen“, fuhr die Mutter los, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Huſt'n getroffen?“ fragte ſie im flüchtigen Hantieren und ſah kaum auf.

Rubener lachte nur wieder.

„A Grafen?“ ſagte er dann langſam und ſtarrte lange in der raſtloſen Frau Hantierung hinein. Die ſtopfte haſtig Scheit über Scheit in's Ofenloch, daß ihr Geſicht vom Feuerſcheine glühte.

„Triff'n ock — a Grafen!“ murrte Rubener noch faſt für ſich, als er endlich weg und gleichgültig an die Decke ſah.

Aber dann redete er ganz zutraulich.

„De Beamten — 's ſein de Beamten —“, — ſagte er faſt pfiffig. „Aber wart ock, Mutter, nu ha' ich's Amanden überga'n! Alleene kann ich's doch ni breeta.“

Frau Rubener begann, mit dem Schaff in der Hand, vor ſich hin zu erſtarren und laut aufzuſchluchzen.

„Amand werd's ſchun machen“, ſagte Rubener ganz tröſtlich. „Kannſt's gleeben, Mutter!“ „Dar hot's ſchun gemacht“, fuhr er hartnäckig fort. „Dar — dar — hot heute 'm Grafen ſalber a amtliches Schreiben a'gefertigt — und hot'm alles noch amol ei guten Worten virgeſtellt — 'm Grafen ſalber — Mutter — daß — nu Jeſes! — hahaha — a jedes kann's ju ſahn! — Wenn ich bluß aſu denke — de Al'en — der Gruß-vater — de Großmutter, wenn ſe hie hinga eim Ufeneckel ſaßen — de älteſta Verwandta ha'n doch hie — ſein doch hie — ei dam Häuſel — aus- und eigeganga — gelabt und gearbeitet ... ei dam Häuſel ...“ Seine Stimme klang von Erregung erſtickt, daß er nicht weiter redete —, und daß es dann lange ſtille blieb. Die alten Leiermannsleute ſchlurften ratlos zur Stubentür

und verſchwanden in die Baudenkammer, ohne daß jemand ein Wort weiter gewagt hätte. Man hörte durch die Decke, daß ſich die Greiſen in's knackende Strohlager hingeworfen. Rubener ſog an ſeiner Pfeife und murrte auch einmal wie im Jähzorn Unverſtändliches vor ſich hin.

Es blieb ſtumm in der Stube. Jauchen und Heulen der Bergſtürme drang herein. Der Seeger ging. Dann und wann nur ein Räuſpern, wenn Rubener ausſpie, und das gleichmäßige Wippen der Wiege, wie Frau Rubener das Jüngſte neu zu ſchaukeln begonnen.

„Giht ei's Bette", ſagte Rubener endlich zu den Kindern, weil das Kleine in der Wiege zu ſchreien anfing. Die Rubenern hatte ſich gleich an den Tiſch geſetzt im Lampenſcheine, daß der Säugling blinzelte, wie ſie ihn an die Bruſt nahm. Sie war zernagt heimlich. Das Kind beruhigte ſich im Augenblick, aber es fuhr von neuem ſchreiend auf, weil es die Unruhe der Mutter im Blute ſpürte — daß Rubener ängſtlich hinüber ſah, bis die Mutter das klagende Weinen mit Lullen im Stübel herum: „Kß — kß — kß!" beruhigt hatte. Nun ſaß ſie neben ihm auf der Ofenbank und ſah ſtumm und ſorglich nieder. Auch Rubener ſah auf das Kind an der Mutterbruſt. Daß alles allmählich in ſtiller Heimlichkeit ſpann und die Trauer, einmal aus der Heimſtätte vertrieben zu ſein, nur noch in der Tiefe und Ferne wie verhallend umging.

## III.

Es war einige Tage ſpäter, daß man drüben auf der Berghöhe über dem Waſſerſturz, in dem mächtigen Steinhauſe, das flach gedacht und mit hohen Fenſtern

verſehen ausſah wie ein Fabrikgebäude, ſo ganz ohne eigene Seele, zum Talgang endlich rüſtete. Der Herbſtſturm pfiff in der Hohle unheimlich aufwärts, daß dauernd wie ein Grollen im Grunde hörbar war — die gelben Gräſer nickten raſtlos unter Sturm und Lüftedrang — und außer ein paar Baudenleuten kamen nur noch ſelten Wanderer des Weges. Aber heute war unerwartet noch einmal Leben geworden in der großen Schänkſtube.

Schon am Nachmittag waren Beamte gekommen und ein Förſter — die nun an einem der gewaſchenen Tiſche ſaßen und ſpielten, während der alte Siebenziger, der Vater Kieſewald, der hier gräflicher Pächter war und unten im Tale einen kleinen Gaſthof zu eigen hatte, gefällig unter ihnen ſaß, die lange Pfeife im welken Munde wie angewachſen, und unter ſeinen weißen, buſchig niederhängenden Brauen pfiffig hervorſah, oft ein Wort, und immer ein Lachen in die Runde gebend! Die Beamten waren gekommen, um eine Wegeanlage zu beſehen und auch, um mit Kieſewald darüber Rat zu halten. Aber die Sachen waren längſt erledigt, nun es Abend wurde, und Worte und Gedanken kamen nur noch bruchſtückweiſe auf manches zurück, wenn im Behagen und Sinnen beim Spiel Karte gegen Karte aufſchlug, und dann einmal wieder Pauſe wurde.

„Was will denn überhaupt der Mann?“ rief der Eine, dem die große Hängelampe einen vollen Schein in ſein rundes, rotes Geſicht und auf ſeinen emporgezwirbelten, vollen Schnurrbart warf, während er geduldig zuſah, wie der Förſter ſtumm die Karten gab. „Rubener kann doch nicht verlangen, daß ihm der Graf die Grundrechte ſchenkt.“

„O mein Gott, Du, Du — ja ja — nee nee“, ſagte

läſſig der Kieſewald. „Heute muß Jedes 's Geld feſte hal'n, und was ma ſonſt hot — au' de Herrſchaft."

„Sie haben eben früher hier einfach gebaut, — wohin 's gerade war — wie's Holz nichts galt und in den Wäldern die reine Wildnis herrſchte."

„Aber den Pachtzins haben ſie von vornherein immer bezahlen gemußt", gab der Förſter gratzig dazu.

„Freilich, freilich — nun verſteht ſich! es war doch immer Grafens Grund", rief der Beamte wieder, „das iſt doch klar wie Bergnebel! Ich bitte Sie! Wo käme denn die Herrſchaft hin? Die Zeiten ſind vorüber, wo jeder noch bauen und ſitzen konnte, wo er wollte — hahahaha." Der Beamte ſah jetzt in ſeine Karten. Aber er kam nicht zur Ruhe über die Sache, die ſie ſchon am Nachmittag umſtändlich beſprochen hatten.

„Die Zeiten ſind freilich vorüber", ſagte auch der Förſter, die Karten vor Augen, und dachte flüchtig an die einſamen, alten Bergwälder, wo einſt die Leute wie Einſiedler hauſen mußten. „Die Zeiten ſind freilich vorüber", wiederholte er bedächtig und dachte auch daran, daß damals nicht in Wald und Kammweiten überall Städtervolk das Wild verſcheuchte und lärmte.

„Das muß doch jeder einſehen, der die Verhältniſſe kennt. Hahaha!" ſchrie wieder der Beamte. — „Hier zum Teufel die letzte Kuh aus 'm Stalle!" lärmte er und warf Karten aus und redete eilfertig: „Der Rubener — ſo'n Holzmacherdickſchädel — begreift das nicht. Als wenn nicht jeder ſehen müßte, wo ein Ertrag herausſpringt — heute zu Tage. — Hahaha! — Das muß doch jeder begreifen — heute zu Tage. — Wozu ſind wir denn überhaupt heute noch da auf der Welt? — hahaha!" und er lachte und ſah dem Förſter und Kieſewald und dem Dritten, der bleich und faſt immer ſtumm

daſaß, in's Geſicht. Niemand ſonſt lachte. Rauchwolken ſpannen im Raum. Eine Schleußerin brachte neue Schoppen und goß die Schnapsgläſer voll und amüſierte ſich flüchtig, indem ſie dem Schnurrbärtigen in die Haare fuhr.

„Dar Man — dar Rubener is Euch jitzte manchmal gradezu wie verſtört", ſagte Kieſewald vor ſich hin, „jemerſch — mein Gott — wenn nu aber die Sache werklich abgemacht is —."

„Die Sache iſt abgemacht", rief der Lachende. „Die Sache iſt abgemacht. Da gibt's keine Würſtel. Der Graf kauft die Baude. Der Graf wird ihm ja das alte, morſche Gehäuſe bezahlen. Da wird er ſich ſchon mit der Zeit beruhigen, der Rubener. Jetzt iſt er nicht von den Ferſen zu kriegen, der Dickkopp! Was will er denn eigentlich noch? Er ſollte lieber zufrieden ſein. Vor Jahren, der mußte die Hütte überhaupt ganz wegreißen! — Nicht? — Iſt's nicht wahr? Der Graf zahlt's ihm ja!"

„O mein Gott, Du, Du!" ſagte Kieſewald gleichgültig und blies Rauch auf, „viel werd das ni ſein!"

Zwei Harfnerinnen, junge, ſteife Mädchen in böhmiſchen Bruſttüchern, kamen aus der Küche und nahmen ihre Inſtrumente, die in der Ecke gelegen. Sie begannen ſogleich aufzuſpielen. Es wurde Leben in der Schenkſtube. Der Schnurrbärtige ſchrie jetzt noch lauter dazwiſchen: „Nun freilich! Nun natürlich wird's nicht viel ſein", ſchrie er, „wie kann's denn viel ſein? Wer kann denn für eine ſolche windſchiefe, graue Kaluppe viel Geld ausgeben? Viel genug, wenn der Graf überhaupt etwas gibt. Eigentlich müßte der Rubener das Haus einfach wegreißen, wenn jetzt die Grundpacht zu Ende geht. Einfach! Hab ich nicht recht, mein

Söhndel?“ rief er dem Förſter zu, der im Spiel keine Miene verzog.

Es kamen ein paar Studenten mit Ränzeln auf dem Rücken, müde und durſtig, die zuerſt kurzſichtig in der Tür ſtanden und in den Rauch ſahen, ehe ſie einen Tiſch in der Ecke auswählten. Die Harfen klimperten, und die Stimmen der ernſten Mädchen miſchten darein einen monotonen, kreiſchenden Geſang.

„Was iſt gefällig?“ ſagte die Kellnerin pfiffig und lachte ihnen zu.

„Nun, liebes Kind“, ſagte der Eine, der offenbar Muſiker und von einfachem, kindlichem Benehmen war, volle, braune Haare und einen breiten, flaumigen Mund hatte: „Ja? — nun was denn gleich?“ —

„Verflucht kalt hier oben!“ ſagte der kräftige Blonde.

„Wir haben Grog — Bier — Kaffee —“, wollte die Kellnerin, vor ihnen auf den Fußſpitzen wippend, ihre Litanei herbeten.

„J — da erſt einmal Kaffee — nicht?“

Der Muſikant hatte mit ſeinem Ränzel zu ſchaffen, worin er eine Geige mit ſich trug.

„Freilich — Kaffee! Bringen Sie nur Kaffee! — und gleich 'nen ganzen Topp!“ rief er der in die Küche eilenden Kellnerin in die Tür noch nach, „recht viel und recht heiß“, während nun beide hin und her in der Stube ſich die Glieder vertraten und dann vor die Harfnerinnen ſich ſtellten und zuhörten.

Es war gemütlich in der Stube. Zumal die Harfenlaute behaglich durch alles klangen, und die Stimmen der jungen Böhmiſchen ſich immer neu aufmachten — Lied um Lied den Raum erfüllte, zuweilen durch das Geſchrei der Spielenden unterbrochen — und ein tolles Gelächter, das wie ein leiſes Lächeln immer auch die

Gesichter der Singenden flüchtig überhuschte. — Und alles blau umsponnen von sich dehnenden, müden Rauchwolken.

Es war übrigens ziemlich Abend schon, da kam noch ein Trupp — Vater und Mutter und Töchter, auch ein paar junge Männer mit ihnen — alle in lautem Lärm hereinstürmend und in heller Freude, endlich im Warmen zu sein. Offenbar kleine Krämersleute und nicht von sonderlichem Benehmen, die gleich dreist und vertraulich mit Gästen und Wirt umgingen. Es begann sofort ein rechtes Getümmel.

„Papa — hast Du gesehen?“ sagte das jüngere der beiden Mädchen so laut, daß es alle hören mußten, „da war doch eine Herdstelle. Da muß doch früher einmal ein Haus gestanden haben!“

„Wo?“ fragte der Familienvater, der noch mit dem Abhängen der mancherlei Hüllen zu schaffen hatte.

Die Studenten besahen die jungen Mädchen und lachten sich flüchtig zu.

„Nun, Du hast es uns ja selbst gezeigt“, sagte die Junge und sah nun wie absichtslos zu den Studenten hinüber.

Nur die Spielenden lärmten grade in rechtem Eifer und kümmerten sich gar nicht um die Neugekommenen.

„Gott, ja, da oben am Hange, über'm Grunde. Da müssen wir wirklich den Wirt mal fragen. Sagen Sie mal, Herr Wirt, Sie sind doch in diesen steinigen Einöden hier oben gewissermaßen der Haupt- und Grieselbär. — Was?“ begann der Familienvater seine Rede. Alle lachten. Auch der Frager lachte. Er hatte einen Witz machen wollen, und es war ihm gut gelungen.

„Nu — und ob ich bekannt bin“, sagte Kiesewald, allein kalt gelassen, sah nur den Frager groß an und spie aus.

„Stand da unten am Abhange nicht einmal ein Haus? Warum ist das abgerissen?“

„Weil's ni hie gehörte“, sagte Kiesewald.

„Herr Jesses!“

„Nu, ja ja! — 's is eemol a su“, sagte der Siebenzigjährige, ohne auch nur die Miene zu ändern.

„Der is gut!“ lachte der Familienvater und goß aus einer Flasche, die er bei sich getragen, den letzten Tropfen in die Kehle. Die Töchter, nachdem sie die Kleider tiefer gelassen, und offen gemustert, was im Lokal wäre, verschwanden mit der Mutter noch einen Augenblick aus Harfengetümmel, Lachen und Singen und Sprechen hinaus in die Nacht. Ein Blick vor dem einsamen Hause oben machte den weiten Grund im Dämmer sichtbar, die Bergwälle dehnten sich mächtig und einsam, und man sah ganz fern einige Lichtpunkte aus Dörfern im Tale.

Dann begannen die Menschen drinnen schnell warm zu werden. Sie plauderten bald, daß keiner die eigenen Worte recht hörte, und die Mädchen lachten und kicherten. Schon darüber, daß der Student seine Geige aus dem Ranzen genommen und mit den Harfnerinnen um die Wette zu fideln angefangen. Zuerst hatte man ihm sogar eine Weile erstaunt zugesehen. Dann war plötzlich die Lust in alle gefahren, daß der Krämer mit einer Tochter, einer lauten Person von Zwanzig, die als Verkäuferin oder so ausgebildet, den Umgang mit Menschen zum Lebenszwecke erkoren, ausgelassen den Reihen angeführt. In den Tabaksqualm mischten sich Staubwolken. Alles tanzte. Der Student, der nicht spielte, hatte sofort die zweite Tochter ergriffen. Auch die Familienmutter tanzte mit einem Tochter-Galan, die übrigens die Größte war und durchaus nicht hinter

den lärmenden Töchtern zurückstand, obwohl sie bei jedem Handgriff sonst eilfertig zum Rechten sah und dazwischen schulmeisterte und mahnte. Bald war ein solcher Umgang in dem Raume, daß der Fußboden zu wippen und zu wogen schien, so ein Durcheinander von Harfenlauten und Stimmen und Summen und vom Gellen der Fidel — von drehenden Köpfen, die paarweise kamen, deren Augen im Staube und Qualme lachten oder feierlich schien — je nachdem.

„Hahahaha", lachte jetzt auch der Förster plötzlich, weil der Schnurrbärtige vom Spiele aufgesprungen war, ehe sie noch abgerechnet und Kleingeld gewechselt und ausgetauscht hatten, gleich die junge Verkäuferin ergriffen, wie sie der Student losgelassen, und mit ihr im Linkswirbel gegen alle Ordnung losgestürmt war. Nun walzte alles und schlurfte und juchzte dazwischen zu Harfen- und Geigenklang — alles in hellem Wirbel, daß Kiesewald sich von seinem Platze wegheben und in die Bierausgabe stellen mußte, um nicht hinderlich zu sein. Es war schnell ein tolles Leben geworden, heute am letzten Tage in der Höhe, ehe Kiesewald die Baude für den Winter schloß. Morgen Abend saß dann schon ein kleiner, verwachsener Baudensiedel für Monate einsam in demselben Raume und begann Holz zu hacken und um sich aufzuspeichern — Tag um Tag wie ein Biber in seinem Bau. Heute hieß es vergnügt sein. —

Es war spät in der Nacht, als der junge Student, der aufgespielt hatte, vor die Türe trat, und auch die Harfen schwiegen. Er stand lange stumm und sah einsam in den Mondgrund. Dann kam eine der Jungen und trat wie zufällig zu ihm. Sie gingen sorglich tastend über Block und Steine schweigsam bis zum Wassersturz. Das Wasser rauschte wie flüssiges Silber, stäubte und

blinkte im Mondlicht. Die Geige hatte die Sinne belebt und flüchtige Wünſche gingen vorüber. Er hielt ihre Hand und dann küßte er ſie, und wie eine Braut hing ſie in ſeinen Armen in der einſam glänzenden Bergſchlucht — quellenumtoſt — einen Augenblick ohne Anſpruch. Bis von drüben über den Blöcken die Stimme des Schnurrbärtigen herüberklang, der, die Schleußerin am Arme, auch ſorglich im Mondſchein ſchritt. Im Hauſe drinnen begann wieder die ſpitze, leichtfertige Harfenmuſik und klang nun fern und fremdartig in die einſamen hehren Gründe.

Wie die Jungen zurück in's Schenkzimmer kamen, hatte der Wirt Glühwein auffahren laſſen, um den Abſchied von der Höhe zu feiern. Der Familienvater ſchloß gerade den erſten Toaſt auf Kieſewald und warf der älteſten Tochter, die ganz arglos eingetreten, einen ſelbſtgefälligen Blick zu. Die Harfenklänge wurden vom Durcheinanderreden völlig übertönt. Kieſewald lachte behäbig, und der Schnurrbärtige klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter, indem er aufdringlich zu ihm redete. Auch der Förſter war ſehr launig geworden.

„Deutſchland und Öſterreich", hörte man aus dem Redewirrwarr und den Rauchwolken. „Deutſchland und Öſterreich", rief dann auch der Familienvater dem Schnurrbärtigen über den Tiſch zu, daß die Harfnerinnen hinſahen, weil in dem Augenblicke der Schnurrbärtige aufgeſprungen war, um den feierlichen Moment nicht ungenützt vorüber zu laſſen. „Hier auf einem ſo erhabenen Grenzpunkt", begann er nun feierlich zu reden. Nur kam er nicht glatt weiter. Er fing bald zu ſtammeln an — um eingehend und gewichtig darzulegen, daß gerade die Beamten hier oben . . .

„Hier oben, wo Nord und Süd — Deutſchland und

Österreich — die beiden mächtigen Bruderreiche", erhob er mit Begeisterung den Ton und sah dabei aufgeblasen in die Runde: „Hier oben, wo zwei mächtige Bruder-völker sich über Stein und Felsen friedlich die Hände reichen", rief er noch einmal —: „Wo bei dem gesteigerten Verkehr immer mehr für entsprechende Etablissements gesorgt werden mußte, damit auch den vornehmeren Bedürfnissen des Städters allmählig Rechnung getragen wäre", — er war nun offenbar sehr stolz, daß ihm dieser Satz ohne Anstoß gelungen war. „Die gräfliche Verwaltung — die gräfliche Verwaltung — . . ."

„Sie lebe hoch! die gräfliche Verwaltung lebe hoch!" riefen der Familienvater und die Studenten wie aus einem Munde, denen allen die Worte des Beamten längst lächerlich waren.

„Die gräfliche Verwaltung folgt nur einem Zuge der Zeit, wenn sie ihr ganzes Augenmerk darauf richtet, daß an den schönsten Punkten des Gebirges endlich für komfortable Unterkünfte Sorge getragen werde. Es ist das nicht so leicht", wollte er eben breit ausführen und gar noch auf die Geschichte der Rubenerbaude umständlich zu sprechen kommen. Aber die Studenten lachten und riefen wieder:

„Sie lebe hoch! — sie lebe hoch! — Die gräfliche Verwaltung lebe hoch!" Daß bald ein stürmisches Durcheinander, ein Rufen und Gläserklingen sich einheitlich erhoben hatte, die Studenten und die Mädchenstimmen mit ihrem Hochgesang getragen hineinklangen, und die Harfen neu einfielen.

Es war die letzte Nacht hier oben im Baudenhaus, ehe der Winter Dach und Grund zudeckte, und drinnen nur das Klingen der Axt in's Holz, Scheit um Scheit — Tag aus, Tag ein — im leeren Gehäuse einsam

hörbar war, während im Grunde die Bergwasser unter Eise grollten und brausten — und von den Hängen in wilden Nebel- und Flockenwirbeln über die weiten Wälder hin die Sturmreiter zu Tale schütterten und rasten.

## IV.

Rubener war unten im Tale. Als er gesehen hatte, daß bei Amand keine Hilfe war, hatte er sich selbst von neuem dahinter gelegt. Erst war er dem Grafen auf ein Gut im Lande nachgefahren, weil er dachte, daß ihn die Beamten dort nicht kennen würden. Dann war er ihm in die Stadt nachgefolgt. Alles vergeblich. Es war nicht durchzudringen. Da war Rubener endlich mit seiner Sache zum Rechtsanwalt im Dorfe gelaufen, daß der bei der Herrschaft noch einmal eindringlich versuchen sollte. Der junge Anwalt hatte auch ein Schreiben bald abgesandt. Und nun stand Rubener vor dem Holzgitter in der Schreiberstube und hörte, was der Anwalt ihm als Antwort darauf und als Schluß der Sache dartat. Es war ein umständliches Erklären. Daß der Graf alle Erbpacht allmählich einzöge, daß schon andere vor ihm dasselbe Schicksal getroffen, daß mit ihm keine Ausnahme gemacht werden könnte und dergleichen.

„Nichts", sagte der Rechtsanwalt, nachdem er jeden Satz bestimmt und klar und langsam vorgelesen, und Rubener ihm auf den Mund und in die Augen starrend, jeden Satz auch einen Augenblick begriffen hatte.

„Nichts", sagte er, „die Sache bleibt, wie sie ist. Die Erbpacht geht eben auch einmal zu Ende, lieber Rubener, es ist nichts weiter zu machen."

Es war an einem stillen Wintertage, nachmittags

gegen die Dämmerung. Totenruhe herrschte, und nur die Federn der Schreiberjungen fuhren laut kritzelnd über ihre Aktenbogen. Rubener hatte gestanden und gestanden. Er war nicht mehr aufzuwecken. Er sann in sich hinein — starrte und lachte — ohne rechten Sinn. Er hatte nicht gemerkt, daß, als es zu lang wurde — die Erstarrung — der Rechtsanwalt endlich mit einer alten Dorffrau lang und umständlich verhandelt und flüchtig gelacht hatte — daß ein Geldbote auf den Tisch zwischen den Gittern Goldstücke in Reihen hingezählt und schließlich ein Trinkgeld mit zufriedenem Blick in seinen Leinenbeutel geworfen hatte. Alle, auch die Dorffrau und der Briefträger, hatten dann und wann einen fragenden Blick nach Rubener hin getan. Alle hatten wohl gesehen, daß da eine Last sich unsichtbar getürmt hatte, die nicht leicht zu lösen war. Alle, auch die bleichen Schreiberjungen, wenn sie beim Umblättern oder Trocknen der Seite ein Recht hatten, aufzublicken, hatten immer wieder nach dem dumpfen Sinnirer hinübergesehen. Und niemand hatte ihn zu stören oder aus seinem ratlosen Brüten aufzurütteln gewagt. Niemand hatte gewagt, ihn gar einzuladen, heimzugehen, hinauf in den Grund — in die einsame, verschneite Rubenerbaude — die nicht mehr seine Heimstätte war.

Und nun tastete Rubener wie in einer heimlichen Hast auch gleich unsicher hinaus — mit einem blöden Lachen fast — wie er endlich aus seiner Erstarrung selber aufgefahren, weil noch die Schreibersleute um ihn waren. Eine volle halbe Stunde hatte er wortlos und starr dagestanden. Nun tastete er eilig hinaus, nachdem er seinen Stock, mit blödem Lächeln zum Rechtsanwalt hinüber, der ihn deshalb freundlich zurückgerufen, fest an sich genommen und nur ein paar dumpfe

Worte, die man nicht verstand, vor sich in die Luft gemurmelt hatte.

Und nun lief er schon ewig und dachte nicht an daheim. Es war ihm auch gar nicht sorgenvoll. Er stapfte unsicher und war berauscht, als ob er getrunken hätte. Er hatte, weiß Gott, immer wie ein Lied im Sinn. Daß er vorwärts schritt, wie zu einem guten Ziele.

„A — a — Ihr — nee —", er lachte, „asu was! — das ha' ich aber doch glei' gewußt — daß die sich asu was ausklügeln wer'en — hahaha —", murmelte er und sah Gesichter im Dunkeln grinsen, die zerflossen, weil Dämmer und Schneeflockenfall längst seinen Weg begleiteten. Rubener war lange vorwärts gewandert und schritt mühsam stapfend in ein enges Tal hinein. An Weib und Kinder dachte er gar nicht. Ohne einen Gedanken zu hegen, bei dem er haftete, war er lange fürbaß gelaufen und strebte nach einem unbekannten Ziele. Alles ging in fernen Gedanken um. Er erinnerte gar nicht, was vorgefallen. Er lief immer vorwärts und merkte nicht, daß Dunkel zu Dunkel glitt — und daß er das Unvermeidliche eben gehört hatte. Er ging auf Wegen, die er fast nicht kannte seit seiner Jugend — und die Nacht und Flocken tiefer und tiefer verhingen. Und manchmal fing es ihn an in seinen Gesichten zu narren, daß es ihm nicht mehr geheuer erschien. Er war deshalb einmal stehen geblieben. „Hahaha — das sein Sacha —", sagte er vor sich hin, wie er nun einen und noch einen Lichtschein aus Hütten am Hange blinken sah. Viele zerstreute, kleine Sterne waren plötzlich im Dunkeln aufgetan. Wie ein Weihnachtsbaum leuchtete es einsam und stumm von den Hängen, daß eine kindliche Lust neu in Rubener aufwachte, wie er Schritt um Schritt im weichen Schnee

versinkend, einem Fensterleuchten zustapfte. Als stünde ein unsichtbarer Baum weit in die Nacht gereckt. Stern an Stern brannte aus seinen dunklen Zweigen. Wie eine Hoffnung kam's. Wie ein kindliches Flehen fast — erfüllte es plötzlich Rubener, zu etwas, was er anrufen könnte in seiner Not, von der er sonst nichts wußte und nichts fühlte — wie im Halbschlaf oder fernen Traum.

„Hahahaha — nu' sein mir do", lachte er endlich, als er vor einer alten Hütte stand, die einen rotglühenden Schein lockend in die Schneenacht warf.

Nun war er wie zuhause. Er trat geschäftig ein. Das Licht im kleinen Raume blendete ihn. Er tat, als wenn er für sich wäre. Der alte Mutterbruder am großen Tische, der ein Andachtsbuch vor sich, durch eine große Hornbrille hineingesehen, sah ihn erstaunt an.

„Nee, mein Gott und Jesus! — nee, Franzel! — Du?" sagte der Alte sofort erschrocken und merkte, daß es mit Rubener nicht ganz richtig war.

„Ich kann ni meh heem gihn", sagte der nur heimlich und in sich hinein, wobei er sich auf die Ofenbank gesetzt hatte, ohne zu grüßen.

„Mein Gott, nee, im's Himmelswillen, Franzel!" sagte die alte Verwandte, die für's Abendbrot am mächtigen Ofen umging und ihn längst erstaunt angesehen.

„Ich kann ni meh heem", sagte Rubener noch einmal vor sich hin, war aber gleich wieder aufgestanden und lief nun in der Stube hin und wider. Und dann setzte er sich neu auf die Fensterbank neben den Alten, der ihn im kleinen Lichtschein ängstlich unter der großen Brille anstarrte, weil er den Stock gleichgültig aus der Hand gleiten ließ, daß er zu Boden fiel. Den Kopf hatte Rubener nun in beide Hände genommen und war

nicht bei ſich. Die Alte, Topf und Tiegel beiſeite laſſend, kam mit einem fragenden Blick zum Alten eilig an den Tiſch und verſuchte, Rubener aufzuwecken.

„Nee, Jeſes, Jeſes, Franzel! nee, hier ock amol! nee — was hot's denn? was hot's denn?“

Da begann er kindlich zu ihr zu plaudern:

„Ach — ſtille! — ſtille! — nee — ach Gott! — wär' ich ock blos derbeine gewa'n! — wenn ich 'n ock amol ſalber —“, er ſchwippte mit den Fingern in die Luft und lachte für ſich, „nee, wenn ich ock a Grafen amol — hahaha — wenn ich 'n ock amol ſalber hätte ſprechen können. — A —!“ er wehrte mit der Hand ab und lief von neuem hin und her. „Nee, gleebt m'rſch ock, gleebt m'rſch ock, dar Mann is Euch aſu gutt — ee Wort — ee Wort vo' mir! — Nu ſöllt' Ihr'ſch werklich amol ſahn, ich brauch's 'n ock ſa'n — 'm Grafen, wie's is! — nee, 's is doch immer inſe Häuſel gewa'n! — is ni wuhr? Nu ſöllt'rſch amol ſah'n, un war ich's 'm amol virſtall'n — nee — nee — das Häuſel is freilich inſe — hahahaha — das Häuſel blei't freilich inſe — das kinnt Ihr gleeba.“ Der ſtarke, harte Mann begann kindlich wie ein Mädchen zu reden, ſo ſanft und zutraulich und lieblich faſt. „Ach Gott, nee nee — gleebt's ock — ich war'ſch 'm nu' amol virſtall'n — das Häuſel blei't freilich inſe — das Häuſel ju — das Häuſel ju!“ und er lächelte völlig abweſend.

Dem Alten am Tiſche war himmelangſt geworden, weil ihm der Zuſammenhang der Rede ſofort klar war, ſo daß auch die Mutter mit offenem Munde zugehört hatte und dann eilig zur Stubentür gelaufen war, um die Tochter aus dem Stalle zu rufen.

„Pauline! Pauline! kumm ock amol rei', Pauline, Franzel is do!“ rief ſie abſichtlich ſo harmlos, wie möglich.

„Nee nee — ach, lußt se ock dessa, lußt se ock dessa, — ach Gott! ach Gott! 's darf's ju kee's erfahren", redete Rubener dumpf und hastig und trat dann zu dem alten Mutterbruder. „Ich — wißt De Vincenz, — ich kann ju doch ni meh' heem gihn", sagte er jetzt verzweifelt. — „'S is doch nischte meh' do." Offenbar verwirrte sich etwas in seinen Gedanken. „Die Beamten ei'm Schlusse ha'n 's doch gesa't — 's wär nischte meh do — Jeses, Jeses" — sagte er dumpf und traurig und sah auf Pauline, die eben mit der Mutter in wortlosem Einverständnis eingetreten. Kein Blick an ihm änderte sich.

„Nee, Franze — sa' m'r ock, Du kimmst? Was treibt Dich denn ei' später Schnienacht noch zu ins?" redete jetzt auch Pauline zutunlich. Aber Rubener war nicht in Ruhe zu halten.

„Du — Du —", sagte er gleich eifrig mit gewichtiger Miene und sah Pauline böse an, „lußt Euch mit kee'n Beamten ei'! Lußt Euch ni mit a Beamten ei!" Ihr kinnt m'rsch gleeben! Ich sa's Euch." Er begann seine Worte immer mehr herauszuschreien. „Die schla'n mei Häusel kurz und kleene. Die ha'n nischt Gudes ei'm Schilde, sa' ich Euch. Die kumma — und nahma — und behaupta, daß 's geschrieba stünd. — Ich luß kenn' ei' mei Stiebel! Ich luß kenn'n ei' mei Häusel! — Ich nahm aber glei' — da nahm ich doch glei' Schemel und Banka — und schla' alles ei' Grund und Boden 'nei", schrie er jetzt, wie wütend gemacht. „Weg giht 'r — Ihr Beamta — weg giht 'r — mit samt 'm Grafen! — furt — furt sa' ich! — Ihr verfluchta Räuber — Räuber!" Er hatte den Schemel am Tisch ergriffen, so daß ihn Pauline und der Alte krampfhaft hielten. Die alte Muhme lief in Schrecken eilig in's

5

Nachbarhaus, um einen jungen, kräftigen Mann zu Hilfe zu holen. Als sie eintraten, war Rubener schon ruhig geworden und schlürfte in stummer Verstörung aus der Tasse, die ihm Pauline mit Kaffee hinhielt.

„Ihr kinnt's ni gleeba, was ich für Kummer ha'", schluchzte er einmal wie aus tiefster Not, und als wenn sich ein Lichtblick aus seinen Augen stehle. Aber dann sah er wie gierig in den Kaffeetopf hinein und tat, wie wenn er alleine wäre, — trank vor sich hin und lachte und begann neu zu murren.

„Nee — nee — nee — ich bin kee bieser Mann gewa'n", — redete er fort. „Was? — ich war Euch de Pacht schun ga'n — das is ju an Kleenigkeet — sa' ich Euch." Er war von neuem aufgesprungen. „Ach, mein Gott, Du, Du! — dreimol a su viel! — fünfmol a su viel! Ich ga Euch, was Ihr denkt — ich kann's ju —! Nu freilich! — ich kann's ju! — A su viel war'n mir schun ufbreeta — Ihr verfluchten Neischlinger, Ihr —", redete er prahlerisch, daß Pauline und der junge Nachbarsmann vergeblich versuchten, ihn stille zu machen. Erst spät nach Mitternacht, wie der alte Seeger geschlagen hatte, war Rubener, ohne Gruß und Sinn, für sich hinaus und auf den Heimweg gelaufen, von übernächtigten, kummerbewegten Mienen der Alten und der Jungen in's Flockenspiel der Nacht verfolgt — und war einsam seinem Heimatsgrunde zugeirrt, während Nachtstürme mit Schneewirbeln in den Gebirgen oben rasten und brandeten.

## V.

In den Gebirgen oben war es still wie im Tode und gleichmäßig lagen in Luft und Tälern die grauen,

einförmigen Tinten, wenn nicht aus dem ewigen Stummsein und Trostlostot und Starr eine Silbersonne glüh für Augenblicke hindurchgeblitzt hätte, fast wie ein großer Schalk im Glanzkleid hinter einem ärmlichen Vorhang, um zu necken, daß es jetzt nicht Zeit wäre, herauszukommen und die stumme, verschlafene Welt aufzuwecken. Tot war es. Die Welt hing in Millionen weichen, tanzenden Flocken. Die Lüfte waren voll davon, daß sie Martin in Mund und Nase kamen, ihn juckten und krauten, als er vor die Tür trat, um nach dem Vater auszusehen. Er sah nichts, als nur eine Enge ohne Raum und Grenzen, erfüllt von Gequirl und sinnlosem Hin und Her im nahen Luftkreise — als wenn es nichts gäbe, als dieses Einerlei, immer nur Flocken nahe und fern, wo eine und noch eine sich eine Lust machte, im Bogen zu schießen, und eine und noch eine und tausend fielen mit der ganzen Würde eines winterstillen Tages — und eine und noch eine und eine andere sich wieder erheben wollte, daß sie in die Lüfte käme und fortfliegen könnte, wer weiß wohin, wie ein Vogel oder eine graue Motte. Alles war verschüttet und vergraben hier oben in Gründen und auf dem Höhenmoore. Es gab kein unten und oben, nicht ein Tal mit Menschenwohnungen tief — und eine weite, einsame Höhenwelt. Nur Flocken nahe und fern — tief und hoch — aufdringlich dicht und weich und stumm — alles sonst zugedeckt im Winterschlaf.

„Martin — Martin!“ rief Frau Rubener aus der Stubentür, lief eilig in die Holzkammer am Flurende, wo das Bergwasser in einen Trog rann, und es eisig und dunkel war, und sah dann in den Stall, woraus warmer Brodem in die Kälte quoll. Die Frau ging in Hoffnungslosigkeit herum, denn sie wußte, daß Vaters

Hoffnung, die ihn auch heute wieder zu Tal getrieben, längſt ein Wahn geworden war.

„Martin — Martin!“

„Was wär denn?“ erwiderte eine Knabenſtimme mit großer Ruhe von draußen.

„Der Vater kimmt nee.“

„Nu ebens, ebens, Mutter. Da wer'n mir halt miſſen alleene gihn.“ Martin kam hemdärmelig, aber mit hohen Stiefeln an den Füßen von draußen herein, wo er ſich im Schuppen am Holzſchlitten zu ſchaffen gemacht.

„Werd Ihr denn au' durchkummen?“ fragte die Rubenern, während ſie ſelbſt vor die Tür geeilt und ſorglich nach dem Grunde ausgeſehen. Die Schneewirbel waren plötzlich verſchwunden, die Luft war rein geworden. Es war ſchon am ſpäten Nachmittag.

„Mir nahmen ni viel, Mutter. Der kleene Schlitten is au' leichte!“ Max war ebenfalls aus der Stube getreten. Dann liefen die beiden Jungen munter hinein, packten ſich warm in kurze Kittel und zogen Shwals und Mützen über, unterdeſſen die Rubenern den Holzſchlitten vollends aus dem Schuppen in's Freie zog. Als Martin dann noch wie ein Alter die Ketten aus der Waſſerkammer geholt und an der Deichſelſtange befeſtigt hatte, ging es mit dem leeren Schlitten heidi der Höhe zu. Es war ſtill und ſtumm. Der Himmel grau, aber die Luft klar geworden bis zum Kamme.

Frau Rubener war gleich in die Stube zurück und an die Arbeit gegangen. Es waren Stunden vorüber geflohen — zu ſchnell für den, der ſeine Zeit mit Sorgen und Handreichen ausfüllte, wie die gehetzte Rubenermutter. Sie hatte im Stall und am Ofen hantiert, hatte gewaſchen und den Butterſchwengel gezogen —

an Ella ermahnt und das Kleinste an die Brust gehalten — gequält und abgehetzt an den Vater denkend und an all ihr Leid und hatte mehrmals nach dem Vater ausgesehen. Daß ihr die Stunden in der Hast des rastlosen Tuns und Sinnens hingestreut schienen wie Millionen Flocken und jede fiel — und jede zerging. Nur einmal war die Sorge lauter aufgewacht. Ein Sturmstoß hatte sich, als es dämmerte, plötzlich greifend und rüttelnd aufgemacht und Schneewolken verfinsternd zu Tale getrieben. „Jeses! Jeses! daß au' de Junga nee kumma!" hatte sie hastig vor sich hingeredet und war einen Augenblick an's Fenster geeilt. Aber hier oben in der Bergschlucht — der Sturm — das ist ein Genosse der Einsamkeit fast Tag und Nacht und ein Freund derer, die den Menschen fern in der Höhe leben. Frau Rubener hatte nur flüchtig gedacht, daß 's ock ni etwan die Jungen vom Wege treibt — nur so etwas ganz von ferne. Und dann war sie neu in ihre Arbeit versunken, daß die Stube vom Getöse des Stampfers erfüllt gewesen, und das Kleinste mit offenen Augen auf die Mutter, und die Mutter aus Hast und Sorge mit flüchtigem Lachen auf das Kind gesehen. Aber wie dann der Abend ganz herangekommen und niemand heimgekehrt war, begannen für Frau Rubener furchtbare Stunden. Draußen waren wieder Sturmlüfte aufgewacht — dann aber auch diesmal eingeschlafen. Frau Rubener war in heller Angst plötzlich vor die Haustür geeilt. Wie sie die Höhe im Dämmer deutlich liegen sah, hatte sie sich noch einmal beruhigt, daß sie eben in die Stallarbeit zurückliet. Da begannen mächtige, neue Erschütterungen. „Mein Gott! 'S is ju ni meeglich!" hatte sie sofort hastig hervorgestoßen, wie es ihr vollends klar einfiel, daß die beiden Jungen

jetzt in Nacht und Schneesturm oben auf der Höhe wären. Sie hatte gleich alle Sorgen hinter sich geworfen und dachte an nichts mehr. Sie war in die Stube zurückgelaufen, hatte das Kind eilig in die Wiege gebettet, Ella einen Schemel daneben geschoben, eine Sturmlaterne entzündet und war in Wettersturm und Flockenfinsternis hinausgeeilt. Und nun lief sie aufwärts. Sie kannte die Stelle, wo das Winterholz stand und lief und stapfte. Das Jagen der aufgewehten Lawinen fegte rasend um ihren Weg, daß sie bald nur Schritt um Schritt vorwärts kam und nicht Atem fand. Es war eine Nacht zum Erschauern. Die Lüfte stießen und rissen und bliesen um das Laternenlicht, selbst wie sie es unter ihre Jacke geborgen und eine Weile mitten im Tiefdunkel stehend überlegt hatte. Es war nicht vorwärts zu kommen. Es war völlig aussichtslos, den Weg in den jagenden Wirbeln in stockfinstrer Sturmnacht bis hin zu den Holzstößen auf der Höhe auszufinden. Und sie tat doch immer wieder Schritte, überlegte, schöpfte Atem, und es kam eine helle Verzweiflung. Aber sie mußte vorwärts. Sie stapfte und stapfte. Den Strahlenschein der Baudenfenster hatte sie noch in ferner, unbestimmter Sicht. Sie watete nun mit Kraft. — Sie merkte längst, daß es nicht Sinn und Ziel hatte, daß nicht an Vorwärtskommen zu denken war. Die Nacht war pechschwarz. Die Sturmreiter sausten und schlugen an Harnisch und Waffen, und nicht Vater noch Mutter konnten da Wege finden, selbst wenn ihr eigen Fleisch und Blut längst in Nacht und Kälte erstarrt war.

Frau Rubener war jetzt zur Baude zurückgestapft und ratlos wieder in die Stube gegangen. Sie sah, daß Ella eingeschlafen vor der Wiege saß und hörte,

wie der Seeger tief und eintönig hin und her ging. Sie setzte sich einen Augenblick ziellos auf die Ofenbank und begann zu schluchzen. Sie wußte wirklich nicht, was zu tun war.

„Wenn ock der Mann käme! Jeses, Jeses, wenn ock der Mann käme!“ sprach sie laut geängstigt in die Luft. Und sie stand wieder draußen und dachte daran, zu Tale zu eilen. Sie tat einige Schritte dem Grunde zu — sie lief eiliger und eiliger, den Laternenschein vor sich in die Nacht tragend, weil hier im Waldgrunde die Wege leichter verweht waren und die Wegstangen sie sicherer machten. Aber sie wußte nicht, wo jetzt in tiefer Nacht der Mann zu suchen war. Sie dachte, er könnte auf einem anderen Wege zurückkehren, ehe sie zu Tale käme, so daß sie doch abließ, weiterzuhasten, zögernd umkehrte und wieder heim lief. Aber kein Mann war da. Die Stube lag so still wie vorher. Ella war schlafend in der Bankecke umgesunken. Keiner ihrer beiden Jungen war zurückgekehrt. Der Mutter fing es plötzlich an zu schnüren und zu würgen. Sie hätte es hinausschreien mögen, daß ihr jemand zu Hilfe käme, in der Seelenangst. Und sie lief wieder vor die Tür, als sie an dem Seeger gesehen hatte, daß es auf die zehnte Stunde ging, und die Welt in hoffnungslosen Aufruhr und Finsternis verschlungen lag. Sie rief jetzt — kläglich in die Nacht, wie eine Hirschkuh nach ihren Jungen schreit: „Martin — Marla — Martin!“ immer von neuem erbärmlich hinausklagend: „Martinla! Marla! — Jeses, Jeses! Ihr Junga! Martin! — Marla!“ Aber nur das Heulen auf den Holzstapeln und von den Hängen umpfiff sie grauenvoll wie ein wilder, finsterer Rachen.

* * *

Wer kennt die Erde noch, wenn sie schneeumfegt im grauen Nachtwind erfüllt ist von grausamen, einsamen Lauten, und nirgends Schutz ist, und überall nur ein Grab, hineinzusinken und zu erstarren. Hoch oben am Wegrand lagen die Hölzer. Sie waren hochgeschichtet und tief verschneit, und die beiden Jungen waren noch im Tagesdämmer sicher hingelangt. Aber das waren nun schon viele Stunden — und Stunde um Stunde war verronnen, ohne daß ein bekannteres Blicken außer in die sinnlose Flocken- und Schemenjagd — die neu aufgewacht — über die Halden und in die Gründe gekommen war. Wie die beiden das Holz aufluden, badeten sie im Schnee und kamen nicht rasch vorwärts. Zuerst hatte Martin gelacht, weil auch der Sturm dazu sein Lied gepfiffen. — Er war wie der Vater — ein frischer Kerl, dem nicht bange wurde. Und es war ihnen auch wirklich gelungen, Holzscheite zu laden und dann, trotz Wirbel und Lüftedrang, auf's Tal loszufahren. Aber an ein Selbstgleiten des Schlittens war vom ersten Augenblick an gar nicht zu denken gewesen. Sie hatten hart anziehen müssen — und schwere Arbeit tun, auch nur hundert Schritt weiter zu kommen. Martin hatte immer noch gelacht. Aber die Sache war bald nicht mehr lächerlich. Der Sturm hatte seine Stimme mit neuer Gewalt aufgehoben. Es waren wilde Stöße gekommen, die dicke Flocken in wirbliger Jagd umfegten, die ganze Gegend in sinnloses Wesen hüllten und nur noch selten und immer seltener einen freien Blick in den Grund zugelassen, nur unaufhörlich tanzende Luftgestalten eine um die andere die Höhe hinabgewirbelt und bald alles wie in Nacht verschlossen hatten. Max, der längst vom ziellosen Stapfen und ewigen Einsinken ratlos und müde geworden, nicht mehr recht vor- und rückwärts

konnte, und dem es auch den Atem benahm, hatte da plötzlich zu weinen angefangen.

„Flenn ock nee", sagte Martin beruhigend, der längst schwitzte und klapperte, aber noch immer nicht den Mut sinken ließ.

„O Jeses, Jeses, ma' sieht ju nischte", weinte Max und hatte die Deichselstange des Schlittens losgelassen, der tief im Schnee steckte und nicht mehr zu bewegen war. Martin schlug die Hände in seinen Faustschuhen zusammen, weil die Kälte ihm in Finger und Zehen biß. Heulend umpfiff es sie, kam sinnlos heran und brachte die Nacht wie im Zuge. Martin überlegte. „Mir missen vurwärts", sagte er hastig, weil auch an ein Laternenentzünden gar nicht zu denken war. „Mir kummen au' vurwärts", sagte er jetzt auch freudig, wie plötzlich das Licht aus der Baude unter ihnen im Grunde aus Dunkel einen Augenblick zu leuchten begann. Sie hatten es beide aufblinken sehen und sofort neu angezogen. Am Himmel blinkten jetzt auch einige Sterne in sausenden Flockennebeln auf und schossen vorüber, als wenn sie sich jagten. Die Welt war einen Augenblick nachtdämmerig geworden und sie sahen, wohin sie fuhren.

„Zieh ock feste, Maxla, mir missen vorwärts, 's is ju ganz richtig hie — hie sein ju au' de Stangen, Hahaha!" Die beiden mutigen Jungen mußten an den Gurtbändern ziehen, wie Pferde in schwerem Geschirr. Aber sie kamen an kein Ziel. Denn die Stürme haben kein Herz wie Liebende und wie Vater und Mutter, und wußten nichts, daß die beiden rüstigen Gebirgskinder oben am Hange im Schnee wateten und heim mußten. Die Flocken fielen längst wieder ohne Sinn und Liebe, nur totenstumm und schießend, und wußten

nicht, daß Rubener nicht daheim war, Fleisch und Blut, das ihm liebend zugehörte, zu retten aus Todesnot. Und es kamen neue Nebelgestalten, die hinflatterten, wie in riesigen Grabestüchern — über Kamm und Schlucht — die noch mehr einhüllten, als nur so ein warmes Strahlenlicht aus der winkenden, wohligen Heimstätte am Hange oder eine winzige Stimme aus der heißen Kinderbrust — die beide nur wie Mücken waren in dieser weiten Mäntel kleinster Falte. Jetzt hörte man Kinderstimmen, zuerst ein einziges kleines Weinen und Wimmern. Es klang gleich ganz hoffnungslos. Kein Auge, das offen war, sah noch in solcher Welt. Kein Auge, das gespannt lauschte, hörte außer die Sturmlawinen, die zu Tale stürzten. Es war längst wieder die wilde Nachtjagd der Wintergebirge, die aufgeweckt war, und das Kinderwimmern war kaum stark genug, auch nur die Flocken mit seinem Hauche zu rühren, die in den Mund flogen und in den Hals. Beide Kinder hatten lange fortgezogen — und standen immer nur in tiefster Finsternis. Sie hatten hierhin uud dorthin versucht, während die Stürme schon durch Wams und Stiefeln griffen, daß es sie stach. Aber sie waren nur in zielloser Runde herumgeirrt. Dann waren sie endlich stehen geblieben, weil sie bis an den Leib im Schnee steckten. Sie hatten noch immer die Deichselstange in Händen. Aber die Hände waren angefroren, und die Kälte machte sie schauern.

„Vater! Vater! mein Gott! Jeses!“ hatte jetzt plötzlich Martin auch zu rufen versucht. Sie sahen sich jetzt nicht mehr, nur wenn der Aelteste dem Jüngsten in's Gesicht griff — fühlten sie sich. „Jeses! Jeses! wu sein mir denn hie?“ Martin überkam jetzt plötzlich auch eine Angst wie zum Herzbrechen, daß ihm der Schweiß neu

ausbrach. Er hörte nun das Wimmern Marens, das der Sturm grell zerriß und in den Grund fegte. Er begann laut zu rufen: „Vater! Vater! — ach lieber Vater!“ Erst noch zögernd, dann immer herzhafter und lauter: „Vater! — mein Gott! — Vater! O Jeses nee — hie — hie uba! — hiert ock! — hie uba!“ Der Kleine hatte längst die Deichsel losgelassen. Und er schrie jetzt auch lauter und flehte in die Stürme — und huschte sich wie vor bösen Geistern, wenn die Schneewehen im Tiefdunkel herandrängten und flatterten. Kein Stern kam mehr. Kein Leuchten aus der Tiefe winkte mehr vom Grunde.

„Marla, bis ock geduldig. Nee — mir wer'n schun heemkumma, bis ock geduldig, hie stell'n mir ins an Weile hinger die Schniewand“, sagte Martin, den die Jammerlaute des Kleinen in der Seele quälten, und der sich immer noch wieder ermannte und Hoffnung fand. Dann versuchten sie wieder, vorwärts zu kommen. „Wu mir ock hiegeraten sein“, sagte Martin frisch.

„Vater, Vater — nee Vater“, entrang es sich dann wieder klagend seiner Kehle. Laut und eindringlich, und dann plötzlich war auch bei ihm kein Halten mehr. Und sie schrien in die Sturmlaute nach Hilfe und saßen tief in weichen Schneemassen — sahen und hörten das Heulen aus Nachttiefen und aus der finster drohenden Flockenjagd. — Stunden waren vergangen. — Sie hatten sich lange stumm umschlungen gehalten und versuchten wieder fortzustapfen. Es war ein unbarmherziges Irreführen mit Schein und Laut manchmal, weil ihnen die Pulse in den Schläfen schlugen und in den Ohren sinnlos Auf- und Abwogen sie erfüllte, heller Schein vor ihnen und hinter ihnen aus Sturmnacht sie nun narrte, und bekannte Rufe sich formten in der verzweifelten Seelenangst.

O, die lieben, munteren Jungen in Nacht und Schnee hoffnungslos begraben. Das Schreien war erstorben. Das Weinen erfroren im Auge und die Gesichter hingen voll Schnee und Eis. Die Kleider waren starr, vom Schweiß gebadet und dann hart geworden wie Bretter. Sie hatten sich in den Schutz einer Schneewehe gesetzt, ohne es zu merken, daß sie den Holzstoß zufällig wieder gefunden. Nur dann und wann murmelte eins einen Laut. Dann wurden sie wieder neu aufgestachelt von dem schneidenden Erstarren, das bis zum Herzen kroch, — daß sie zum Leben neu zu flehen und zu rufen begannen. Sie hatten sich ganz umfaßt, wie Zweie, die sich halten und küssen. Sie brachten die Münder nahe aneinander, um das Warme zu fühlen. Dann schrie Martin allein, weil der Kleine längst matt und erstarrt war. Er schrie unheimlich — und mit rätselfremder Totenstimme — ganz einzeln jedes Wort — und eindringlich — und manchmal mutig noch wie ein Jugendton: „Hie uben — sein Rubenersch Jungen — eim Schnie — versunka —! Vater! — Vater! — hie — uben — stecka de Rubener Jungen — eim Schnie —“. So schrie Martin, sich noch einmal aufraffend, mit fremder, hoffnungsleerer Totenstimme — noch einmal — noch einmal. Alles zerflatterte. Dunkel und Einsamkeit und Eiseskälte und Sturm und tausend johlende Stimmen — ohne Sinn — antworteten um sie ohne Erbarmen.

* * *

Wie der Morgen zu dämmern begonnen, war Rubener heimgekehrt und war auch sogleich — aus seiner dumpfen Verstörtheit aufgeweckt — samt dem zernagten Weibe hinausgeeilt. Und er fand auch die Kinder bald oben im Schnee — erstarrt — nicht atmend. Leeren

Auges sah er sie an. Leeren Wesens, staunend fast. — Hastig horchend und lauschend hob er den ältesten Jungen, der oben lag, der den Kleinen mit seinem Körper decken gewollt. Wenige Schritte davon steckte der Schlitten mit dem Holze im Schnee. Rubener horchte nahe am Munde des Großen. — „Hauch — ah“ — sagte er, wie zufrieden lachend, und versuchte, ihm geschäftig einen Schluck einzuflößen, den er seit gestern Mittag unberührt bei sich trug. Dann horchte er an dem Munde des Kleinen. Aber der lag ganz erstarrt und tot. Und Rubener nahm den ältesten Jungen ohne eine Erregung auf den Rücken und stapfte mit ihm heim. Dort hatte er ihn feierlich auf sein Bett gelegt, wo Martin noch einmal aufatmete — tief — freundlich und erstaunt — mit ganz seltsamen, fernem — ganz seligem Blick aufsah — dann einen langen, tiefen nicht endenwollenden Atemzug tat — und dann nichts mehr. Die Erschöpfung war zu groß gewesen. Wie die Leiche des Kleinen in die Baude kam, wußte Rubener nicht mehr. Er hatte nicht gesehen, daß im Morgendämmer sein Weib hinter ihm den Weg gemacht — weil der Sturm längst geschwiegen und die Welt weiß und klar und ruhig dalag — und daß sie gleich nach ihm den Kleinen in's Haus getragen hatte.

## VI.

Oben am Hange, wo einst die Rubenerbaude einsam stand, sahen die ersten beiden Frühlingsgäste im Juni — um Pfingsten herum — die hinauf gewandert waren, weil unten Staare im Tal längst Nester gebaut und die Drosseln im Walde flöteten und die Spechte in allen Tönen lachten — auch die Meisen ihr spitziges Zwirlen und Zetschern und die Rotschwänzchen ihr Schmetzen hören ließen — daß hier alles jetzt anders war. Es

war neben der alten Baude, die noch leer ſtand, ein heller Neubau entſtanden — ein rechtes kahles Schenkhaus — wie drüben. Auch ein Freund deß da drüben war als Wirt vom Tale eingezogen. Der Wirt war dick und rot. Er hatte eine geſtickte Mütze auf und ſah ſehr wichtig aus. Er hantierte mit Kiſten und Kaſten und ſann eben nach, wo er ſeinen Zigarrenvorrat aufſtapeln müßte, um zu zeigen, daß alles in guter Art wäre. „Der Rubener war kee Wirt", meinte er ſelbſtbewußt zu denen, die mit dem Ranzen auf dem Rücken friſch gewandert, ein paar Studenten, denen die Idee gekommen, einmal den neuen Weg hier herüber zu gehen, den man im Vorfrühling angelegt, und die eben mit lautem Gruße in das Schenkhaus eingetreten waren. „Der vorige Inhaber war kee Wirt", wiederholte der Dicke behäbig und hob die Zigarrenkaſten in ein Regal, was er über der Tür hatte anbringen laſſen, wobei ihm eine junge Frauensperſon half, die dann gleich die Gäſte bediente. Daß das da vor ihnen ein Wirt war, ſah man gleich. Einer, der die Stuben vollſtopfte wie eine Kolonialwarenhandlung, in der man auch Schnaps und Wein bekam. Die Wände waren bereits bis an die Decke mit Plakaten bemalt, überall ſtand jetzt, daß — und was — und mit wie viel Zehrpfennigen man zu eſſen und zu trinken bekam. Die Tiſche im Raume waren ſo reichlich, daß man ſich nicht rühren konnte. Man mußte ſich durchdrücken, obwohl jetzt noch niemand weiter da war, als die beiden erſten Gäſte. Das war Bethuſy's Vergnügen, zu denken, daß er ein Wirt wäre, recht Einer, der in Rauch und Wirbel ſteht und ſchmunzelnd zuſieht, wenn alle Hände und Augen begehren — und auch ſchelten, wenn es nicht ſchnell geht — nur um Geſchäfte zu machen. So ein Wirt war er. — Und

aus der Baude war ein rechtes Schenkhaus geworden für all' die Leute aus dem Tal, die nicht mehr wissen, was eine Heimat ist — für Beamte — oder für Händler — die an jeder Stätte ihre Heimat haben, wo nur Ware in Geld reichlich sich verwandelt. Und Frau Bethusy ging in dem neuen Hause um. In der Küche war ein Herd errichtet, ganz wie in Restaurationsküchen. Wenn nur bald ganze Schwärme kämen. Nun konnte man sie bekochen. Und sie schalt mit einer Magd und einer Schleußerin und machte kein Hehl, daß die Rubenern nichts verstanden, als Milch zu melken und Butter zu schlagen — aber von kochen und braten keine Spur. Und auch sie sagte, während sie in die Holzkammer hinauf an mächtigen Betten mit trug: „An schlafen konnte man früher hier gar nich' denken, denn die Leute waren zu schlecht gewöhnt." Man fühlte ihr wirklich die Würde an, und die Schleußerin und die Magd, die beide bis in's Gesicht im Bette trugen und mit Federn und Staub bis in den Mund voll waren, lachten. Denn sie dachten jetzt ebenso — ganz nach ihrem Leben, dem sie als Hebel und Häkchen dienen mußten — daß hier ein gutes Schenkhaus an das alte, elende gewachsen war — und wußten nicht, daß unter ihrem Geist und Tun eine schicksalsdunkle Heimstätte begraben lag. Ganz begraben — für einen, der ausgezogen, ohne groß Worte und Wesens zu machen, in's Unvermeidliche schließlich stumm ergeben, so daß nur die Frau geweint hatte, wie sie, den Säugim Arm, das letzte Mal zurücksah, und dann auch die kleine Ella weinte, weil sie die Mutter weinen sah. Ganz begraben — wenn nun Zechbrüder und Beamte kommen würden, mit lustigen Schlachterstöchtern zu tanzen bis in's Morgengrauen. Heidi! — es war ein

Schenkhaus geworden — alle Sommertage — und Bethuſy und ſein Weib und Schleußerin und Kellnerin, alles war am rechten Flecke. Gute Wirte, und gute Bedienung. —

Rubener's Leute ſaßen in einem kleinen Dorfe im Tal, und Frau und Kinder, die noch übrig waren, lebten von der Zeit an viel allein. Die Mutter hatte ihr Kleines zu verſehen und zwei Kühe, die ſie in dem einlitzigen Häuschen am kleinen Steig drüben halten konnte. Ella lebte und wuchs heran. Rubener war jetzt ſelten zu Hauſe. Er hielt es nicht aus. Einmal aus den Bergen in's Tal gekommen, hatte er ſich keinen Rat gewußt, hatte bald einen kleinen Wagen mit einer großen Orgel gekauft und einen Ponny vorgeſpannt. Er zog nun im Lande um und verdiente im Wandern. Man ſah es ihm an, daß es ihm nicht aus Luſt gekommen war, nur aus Gram und aus der Notdurft. Er ſorgte ſo für die Seinen. Er ſah ſtumm drein all' die Jahre, wenn er neben dem Wägel herging und den Fuchsponny am Lenkſeil riß und antrieb. In manchem böhmiſchen Dorfe gab es ein Aufſehen, wenn die dröhnende Orgel kam. Weiber und Kinder umſtellten ſie und lachten und tanzten. Er ſpielte viele luſtige Weiſen, und es ging ein mächtiges Brauſen aus dem dunklen Kaſten, den er drehte, weit hinaus über die Dörfer. Aber er ſah finſter drein. Er hörte die Klänge kaum. Und wenn er im Wirtshauſe nachts Raſt hielt, war er immer dumpf für ſich, der Kurzbärtige, Gram lag in ſeinen Mienen und eine Verachtung, daß ihm kaum ein Fremder nahte. Jahre vergingen. — Wenn er dann einmal daheim war — ſelten — wenn das Kleinſte, das längſt ein launiges Mädchen geworden, Martin ähnlich, ihm neckend in's Grauhaar fuhr — die Mutter

merkte es heimlich, daß er da doch noch wieder flüchtig lachen konnte. Aber Fremde sahen das nie. Die Menschen draußen gingen an ihm vorüber, wie die Bäume am Wege. Sie sahen einen düsteren und Gramvollen — und einen Verächter. Und wußten nicht, daß er mit einer unbegreiflichen Sehnsucht umherging, — daß er nur wanderte, um Ruhe zu suchen, vergeblich — Jahr aus — Jahr ein.

# Haß

Ein grünlicher Spitzbart, gezauſt wie bei einem Ziegenbock, hing ihm unterm Kinn, das Geſicht war erdig fahl, rauchig und mager und die böſen, kleinen Augen ſahen unter weißen Borſten hervor. Wenn er auf ſeinem Schemel ſaß, wo Rauch und Dunſt ewig aus den unverſchmierten Ofenlöchern ſtieß, in der großen Eckſtube im Armenhauſe, fiel ein roter Feuerſchein aus einer Ofenritze von unten auf das alte Bocksgeſicht, und der Kienſpan gab ſein warmes Licht von oben, daß ſich der ſiebenzigjährige Böſewicht aus dem qualmigen Dunkel wie in Glanz heraushob. Seine Hände waren ſchwarz und mager, reine Knochenhände, die raſtlos mit den Birkenruten und dem langen Strick zu ſchaffen hatten, der von der Decke zwiſchen ſeine Beine hing, und womit er die Zweige jedesmal zum Beſen zuſammenzog.

Der alte Sohnrey hatte einen ſataniſchen Blick, kalt und verkniffen, ganz nur ſo um die Ecke und wie für ſich nebenher. Er hatte niemandem im Leben getraut, freilich auch niemand ihm. Ein Harter.

Wie er jung war, machte er gleich Streit und fragte, nicht lange, wo er in der Haft hinſtach. Sobald etwas einmal im Gange war, mußte er ſehen, wo er bliebe. Es hatte auch bei ihm manches Zeichen im Fleiſche. Ein paar alte Narben ſaßen in der Stirnhaut dicht

beim Auge; ſein Kinn mußte auch einmal ein wenig geklafft haben. Und dann war ſeine Greifhand tüchtig im Meſſerkriege geweſen; ein Schnitt mitten in die Handfläche hatte die Sehnen getroffen, weil er ſeines Gegners Dolchmeſſer mit der Hand hatte greifen und halten wollen.

Das war freilich lange her.

Jetzt waren die Sehnen längſt zuſammengeheilt, verkürzt, wie ein Strick zogen ſie ſich zwiſchen die Fingerknochen. Aber ihn ſcherte das nicht. Er konnte damit hantieren, wie nur einer. Er ſaß den ganzen Wintertag in Rauch und Dunſt oder im Scheine des Kienſpans und griff Birkenruten zuſammen, umfaßte ſie feſt, beſchnitt ſie, riß ſie mit dem Stricke in einen Beſenbuſch und wand dann die zähen Holzbänder drum herum; fluchte für ſich, wenn es nicht ganz zuſammenſtimmte, murrte vor ſich hin, und kümmerte ſich um niemand.

Im übrigen war er immer auf der Lauer wie ein Wolf; ſprechen — und umgehen — um keinen Preis. Niemand durfte ihm nahe kommen. Dann ſtieß er mit der Fauſt und fluchte dunkel. Sein altes, verrunzeltes Weib nun gar nicht, die immer in der dunklen Ecke in der verräucherten Stube auf einem alten Kaſten hockte und vor ſich ſtarrte, oder heulte, und deren Augen vom Weinen ewig entzündet waren und keine einzige Wimper mehr zeigten.

Wie ſie einmal jung geweſen, hatten ſie es eine Weile gemeinſam betrieben, das tolle Leben — und was ſo danebenlag — auch einmal einen Raubanfall, der ſehr ohne Abſicht der Unternehmer für den betroffenen Viehhändler nicht tötlich verlaufen war. Sie hatten dafür ein jedes mehr als acht Jahre im Zuchthaus hinter Schloß und Riegel zugebracht. Aber das war jetzt lange her. Beide waren über die Siebzig hinaus.

Beide hatten das längst vergessen. Und er haßte jetzt alle.

Auch den Sohn, der wie sein Vater Besenbinder war und in der anderen Ecke der Stube sein Werk betrieb, haßte er, und dessen Weib haßte er, und dessen Kinder haßte er. Und war der Herr in der großen Eckstube im Gemeindehause . . .

Des Sohnes Frau war ein starkes, grobes, verkommenes Frauenzimmer, die wagte schon einmal loszufluchen, wenn der alte Tyrann es zu arg trieb. Aber auch sie fürchtete den Alten, fürchtete seine scharfe Axt, die neben ihm lag, womit er schließlich die Besenlänge abmaß und mit kräftigem Hiebe die Enden stutzte. Auch die junge Sohnesfrau und der Sohn, die in der großen Eckstube in der verfallenen Bettstatt unter Schmutz und Lumpen die Nächte zubrachten, wenn endlich der Span gelöscht war, und die Winterkälte durch die dürftigen Fenster kroch, fürchteten sie heimlich, weil sie dann hörten, daß der Alte keine Ruhe fand — und womöglich von neuem zu binden und zu hacken begann, die lange Nacht, während die alte Sohnrey, ihren Enkel im Arm, dann ängstlich herüberschielte, was der alte eisgraue, knochige Bösewicht für sich trieb.

Das waren Weib und Kinder. Und sein Leben war wie der Abgrund, an dem sie ihr Tun aufgebaut. Die kannten keine Gefühle, als scheue Wut, wenn sein Blick dreist und böse um sie herumkroch — und sie waren selbst Menschen, die auch niemand sonst trauten. Freilich auch ihnen traute niemand.

Nun gar die Kindeskinder, die jüngsten Sohnreys! die bettelten im Dorfe und flohen, sobald sie ein Brotstück im Sacke hatten. Dann lachten sie für sich und fraßen es gierig. Und das verwahrloste Jungweib stand

vor den Türen und ſagte eine Jammerlitanei vor ſich hin mit glanzloſem Auge und ſah dann ſchon gleich wie ein hungriges Raubtier nur auf die Wurſtecken — die ihr die Fleiſchersfrau herausreichte —, um das Beſte gierig aus der eigenen Hand in den Mund zu leſen, ohne auch nur einen Menſchen noch zu ſehen, der dann vorbeiging. Und die Alte humpelte wie eine lahme, verfallene, graue, jammernde Hexe auf der Dorfſtraße von Hof zu Hof und ſaß dann über ihrem armſeligen Abfallsvorrat, den ſie mit niemand teilte, wenn ſie endlich wieder daheim war, daheim in Rauch und Fluch und Furcht.

Sie alle waren daheim auf der Hut voreinander . . .

Die alte Sohnrey hatte den Alten das Leben lang gehaßt; wenn ſie nicht gegangen war, — wo ſollte ſie bleiben? Er hatte ſie an ſich geriſſen, wie ein hungriger Wolf ſeine Speiſe; und die Kinder hatte er dann mit Haß geſehen, wenn die Frau ſchwanger herumlief. Sie hatten nichts Weiches und Warmes gekannt, daß ſie jetzt gar bebten, wenn ſie nur einander näher kamen — jetzt in der Zeit, wo ſie Knochenleute beide waren, das blühende Fleiſch der Jugend abgefallen war, nur Runzeln und Hautfalten noch geblieben waren — und die Narben in dem verräucherten Geſichte des Böſewichts und die verwahrloſten, abgeſtorbenen Haarſträhne, die an ihr herumhingen.

Der Sohn war ein Dümmling, faſt ein Trottel; er dachte an gar nichts und tat, was das junge Frauenzimmer ihn hieß. Die Jungen aßen auf der Ofenbank gleich aus dem alten Eiſentopfe heraus; denn an den Tiſch, an dem der Alte ſaß, durfte niemand kommen. Einige Schreikinder in ſchmutzigen Kiſſen ſaßen auf der Lehmdiele auf einem alten Brette. Die junge Sohnrey war froh, wenn die großen Mädchen von 10—12 ſich

draußen den Magen heimlich vollgefressen. Denn es war bei den Jungen, wie bei den Alten.

Seit Kind an Kind aus dem Blute des Trottels kam und das Weib immer stämmiger, der junge Sohnrey immer jämmerlicher und geduldiger wurde, sein Haar sich verfärbte und seine Gesichtshaut welk und bleich herabhing, fing auch die Junge an, den Mann zu hassen, und die Kinder zu hassen, wenigstens die großen. Und die Kinder wußten das, trieben sich draußen in den Höfen herum und waren froh, allein zu sein, weil sie daheim an die Seelen der Mutter und der Großmutter und gar des alten Besenbinders sich schlimmer stießen wie an Tische und an Steine. Haß — wie der Rauch qualmte er heimlich um und um. Nur der junge Sohnrey kümmerte sich nicht groß, je trotteliger er wurde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Sohnrey war immer schon sehr elend gewesen. Er hatte viel in der letzten Zeit gehustet — seit der Winter kam. Der Winter war hart und grausam. Die Krähen saßen tatlos auf den leeren Ebereschen am Gemeindehaus — und wußten nicht Nahrung zu finden. Der Schnee war tief. Seidenschwanzscharen waren aus Norden gekommen, die neu Unheil und Kälte verkündeten und auf den Bäumen im Winde und Wehen der Flocken ihr Zirpen wie Grillen hören ließen. Der Alte hatte es gleich auf der Brustseite empfunden. Und diese Nacht waren die Stiche in der Atmung so arg geworden, daß er sich am Morgen nicht mehr rührte. Das junge Sohnweib kauerte im Ofenwinkel und mußte selber Feuer zünden, was sonst der Alte in seiner Unruhe längst besorgt hatte; sie hörte den alten Vater ächzen, der mit geschlossenen Augen in Decken in der Bettkiste sich regte. Schauerliches Erzittern, Gurgeln und Ächzen. Aber da

ſie nur einen Hemdlumpen um den derben Leib hatte, der Bruſt und Nacken frei ließ — und einen Rock um die Beine ſchlottern hatte, dachte ſie, daß es von der Kälte käme, und ließ ſich nicht weiter ſtören. Bis es dann ſchauriger klang, Töne wie ein Tier atmet und ſtöhnt, ſie aufſchreckten. Da ſah ſie noch einmal raſch ins Ofenloch, ob die Späne und Scheite brannten, und trat auf Zehen näher. Der Sohn hatte auch die dumpfen Laute gehört, und er hatte ſich ſchwerfällig aufgerichtet. Die junge Sohnrey ſtand auf der kalten Lehmdiele vor der Bettkiſte und leuchtete dem Alten von der Seite ins Geſicht. Die Züge waren grau und verfallen. Die Augen halb offen — der Mund ſtand weit offen und zeigte noch große, weiße Zähne gegen das jämmerliche Falbe der Totenbläſſe. Ein viehiſches Grunzen und Röcheln — zwiſchen ſchweren Atemzügen. Der junge Sohnrey ſtarrte in die Ecke, wo die Junge ſtand.

„Was is denn mit'm?“

„Stille“, ſagte die Junge, „ſtört'n nee! er werd ſterben,“ ſagte die Junge ſehr befriedigt.

„Glaubſt du, er werd ſterben?“

Der alte, grauſige Beſenbinder lag nicht lange in ſeiner Todesangſt. Er empfand, daß Licht ins Auge gefallen, und machte die Augen vollends auf, daß jetzt auch die viehiſchen Laute aufhörten den Raum zu erſchüttern. Er fing an vor ſich hin zu reden: „M — m — ver — ver — a — a — na — verfluch — verfluchtiga — Leute — Leute — Leute“ weiter wußte er nicht. Keines wagte ihm beizuſpringen. Er wollte ſich aufrichten, aber wie er ſich auch ans Bett krallte und krallte und ſich mühte — nichts — er fiel in die Bettkiſte zurück — und murrte ſeine Flüche. . . . „A — a — nee — nee — kummt mir — mir — kummt mir — nee nahnde — ihr

Bettelvulk — ahles Bettelvulk," grollte er nur vor sich hin. Dann ging seine Brust dumpf und jagend und das Auge lag in gläserner Stierheit halb offen und sah nichts mehr.

„Er sterbt," sagte die Junge zufrieden. „Lußt a ock, daß er nee erscht ufwacht."

„Stille," sagte spannend der junge Sohnrey.

Die Kinder waren aus ihrem Strohlager herausgekrochen und standen in Hemdlumpen oder nackt da. Alle fühlten sich plötzlich in einem Ereignis.

„Huh", sagte die Junge mit Kraft, „das ist der Tud! — stört'n nur nee, daß er nee erscht ufwacht."

„Sterbt 'r — sterbt 'r?" — sagte jetzt auch die Mutter Sohnrey ganz neugierig, während sie den Enkel ins Bett zurecht legte — und nun selber herauskroch — und alle kamen und sahen mit prickelndem Schauern den alten Bösewicht sich krampfen und stöhnen: „M — m — das — das — m — ja — doch — verdammigt — verdammigt — ver — ver — Wasser gebt — Wasser", sagte er, halb nur hingemurrt.

„Ach, er is nimmeh' bei sich — nee nee — er is nimmeh' bei sich", — sagte die Junge, ohne groß zu achten, daß der Sterbende nach einem letzten Trunke begehrte.

Alle schauerten auch, weil sie in Hemdlumpen standen. Das Ofenfeuer brannte erst auf. Der Kienspan beleuchtete die erstaunten, neugierigen Gesichter. Alle wollten es sehen, daß er im Sterben lag. Der Alte war wie ein Totenschädel anzusehen. Er hatte schon die ganze Nacht im Sterben gelegen. Niemand hatte sich gekümmert. Schon am Abend hatte er sich nicht zu rühren gewußt.

Die alte Sohnrey weinte nicht. Die Neugierde hätte ihre Tränen getrocknet, wenn nicht der Schlaf. Und

die junge Sohnrey hockte jetzt gelassen auf die Lehmdiele und begann gleichgültig ihr Jüngstes zu stillen.

„Stört'n ja nee — 's is gut, wenn 's alle mit'm is" — sagte die Junge ganz gelassen und ganz im Haß.

Sie sahen jetzt, daß es ihn an allen Gliedern zu reißen begann. Die Hände begannen sich furchtbar zu krampfen, die Beine des Alten, die blutrünstigen Knochenbeine schlugen, daß die Decke nicht über ihm zu halten war. Die Gesichtszüge verzerrten sich in unsagbaren Grimassen. Ein viehisches Brüllen begann dumpf einzusetzen: wie ein Stier brüllte er plötzlich. Die alte Sohnrey starrte neugierig. Der Sohn ging näher. Seine Augen waren weit aufgerissen.

„Er sterbt", sagte der Trottel; „er sterbt", sagte die Alte erklärend und zufrieden. Niemand regte eine Hand. Die Kinder, die im Winkel standen, begannen sich anzulachen. Die Zwölfjährige sagte zur Jüngeren heimlich: „Der Großvater schreit wie a Ochse." Alle starrten hin. Es schauerte alle. Nur die Kinder lachten heimlich.

„'S ist gut, wenn's alle mit'm is", sagte die junge Sohnrey, die jetzt den Säugling neu einbettete, noch einmal gelassen, als die Verrenkungen des Alten allmählich stiller wurden, der Krampf nachließ und dann langsam wie ein Lächeln und wie süße Ruhe in dem Gesichte des alten Bösewichtes aufging.

Dann lag der Alte die Tage vor ihnen, wunderbar groß und zum Staunen. Und die Hassenden gingen alle in gemachter Gewichtigkeit und Würde und fast eitel auf den Ernst, der sie ergriffen hatte — hatten auch heimlich so etwas wie eine ferne Ahnung aus einer anderen Welt. Aber der Haß begann neu, als der lächelnde Tote, der auch plötzlich kein Bösewicht mehr geschienen, auf dem Gräbergarten eingescharrt war.

# Kinderspott

Der lachende Alte war im Dorfe ein Kinderspott, und die großen Bauern sahen ihn nicht an. Oder wenn sie ihn doch eines Blickes würdigten, war es, weil sie auch Lust spürten, mit ihm Schindluder zu treiben, wie die langen Bauernjungen. Er hieß Gebauer und war einmal selber eines Bauern Sohn gewesen, aber er war ganz allmählich durch Krankheit und auch durch Unglück herabgekommen. Den Hauptstoß hatte ihm gleich anfangs gegeben, daß ein Bruder, mit dem und einigen Schwestern er das Vatererbe versah, sich plötzlich eines Tages auf dem Scheunenboden aufgehängt hatte, und seitdem kein Halten mehr gewesen in der kleinen Wirtschaft, weil er zum Herrn nun einmal nicht geboren schien. Die Schwestern hatten geheiratet, und er kam schnell immer mehr unter die Räder, wie er es jetzt noch manchmal lachend nannte. Jetzt wohnte er seit Ewigkeiten bei Verwandten, bei elenden, kleinen, verwahrlosten Leuten mit einer ganzen Schar halbwüchsiger, frecher Mädels und einem Burschen, die daheim um die Mutter gingen wie die Küchlein um die alte Henne, obwohl sie stark aussahen zu jeder Arbeit und das Zeug gehabt hätten, Wohlhabenheit ins armselige, schmutzige Stübel zu bringen. Aber Bett und Sofa und Schrank und Stuhl waren verfallen und vernutzt, und Mensch an Mensch auf Tisch und Stuhl gelümmelt und gelätschelt, und die einzige zarte,

bleiche Mutter, die um Ofenbank und Röhr umging, sah immer gutmütig, mit fast belustigtem Lächeln aus wirklich schönen Augen auf ihre Brut und in ihre armselige Hantierung hinein.

Die bleiche, magere Frau war des Kinderspottes Schwester und bei ihr wohnte er — drüben auf der kleinen Seite, wohin man nur mühsam über einen schmalen Steg am Dorfbach und dann einen Fußpfad hinter Scheunen und Bauerngehöften hinauf gelangte.

Gebauer trug immer den alten, abgetragenen Försterrock; wenigstens konnte man es an Schnitt und Aufschlägen noch erkennen, daß die einmal grün gewesen waren und das Tuch silbergrau. Seit Menschengedenken kannte ihn niemand anders auf seinen Bettelwegen.

Man muß nämlich denken, daß es daheim für ihn einen Kleiderschrank nicht gab. Die Leute hatten nicht Betten für sich — daß die großen Mädel oben unter Dach immer an der Diele lagen, und der große Sohn daneben. Was sollten auch den Armseligen Kleiderschränke? Was sie hatten, die paar Hemdlumpen und die paar verschlissenen Röcke, das trugen sie, schonten es nicht, ob sie sich grade daheim neben den Fettnapf- und die Kartoffelschüssel eins neben dem andern auflümmelten, aufs Sofa gedrängt, aus dem die seegrasene Polsterung aus schmutzigen Lumpen hervorquoll, ohne auch nur eine Regung in einer dieser breiten, starken Menscher zu wecken, das Loch zu stopfen und ein wenig daran Arbeit zu tun; oder ob sie sich heimlich wie Nachttiere in den nassen Tauwiesen mit Bauerknechten herumtrieben, sich ins Gras warfen und lachend und toll ihren Zeitvertreib und ihre Lust fanden. Das waren so recht Leute, die zwei Dinge nicht hatten, gar kein Denken an morgen und gar kein Denken an gestern.

Das ging so, wie es die Stunde gut hieß, so lange das Fleisch gesund war, und rot, mit kräftigen Fäusten aus den Lumpen griff, und die Luft voll war, wie der jungen Dinger volle Brüste, die sie lachend im schmutzigen Hemde bargen, wenn der Bruder pfiffige Blicke nach ihnen geworfen, weil die Hemdzipfel am Halse offen gestanden und kein Knopf daran war, der zusammenhielt. Das waren so die Verwandten. Das waren so die, die schließlich auf den Kinderspott herabsahen wie auf einen, mit dem man nicht recht weiß wie und wo? Das waren so die Kinder der abgetriebenen Frau, die wunderbare Augen voll Güte und Tiefe hatte, und die mit den tollen Frauenzimmern von Töchtern über die Maßen lachen und redselig schwatzen und erzählen konnte, trotz ihrer Bleiche und Runzeln, und ohne Acht darauf, daß eigentlich sie allein alle Arbeit tun mußte.

Auch in des Kinderspotts Augen lag dieselbe zärtliche Wärme und derselbe tiefe Schatten wie in der Frau. Im Kinderspott, der vorn an der Tür ganz am Ausgang im Winkel für sich auf einem alten, schmutzigen Schemel sitzen und dort auf einem kleinen Tischbrettchen aus seiner Eßschale löffeln mußte, weil er am Familientische nicht geduldet war.

Übrigens war ihm das Gewohnheit, über die er lachte. Und er lachte oft und mit einer ganz seltsamen Hoheit — nicht, wie wenn er der wäre, den man bemitleidete. Er lachte, und es klang, wie wenn einer nicht recht im Bilde ist und nur so lacht aus großer Höhe über allerlei Torheit, und sich freut, daß er nicht darinnen ist —: ob er gleich unterdessen in seinem Schmutzlumpen von Bettelsack die Wurstendchen herauszukramen suchte und ein paar zu große Brotkanten der Schwester am Herde hinhielt, gewissermaßen als einen

Tribut für die kleine Winkelstelle, für die er sonst nichts zahlen konnte. Ja — wirklich — der Kinderspott konnte lachen. Es lag in ihm wie eine Überwindung. Er lachte, wie nur ein Weiser lachen kann. Seine Stiefeln stopfte er voll Lumpen und Stroh — und lachte dabei, weil sie ihm zu groß waren, und es noch Platz hatte neben den Füßen, daß die großen Sperrmäuler von Löchern gleich auch ein wenig sich schlössen. Auch in seinem Försterrock kam er sich noch immer nicht uneben vor.

Und auch so als Silhouette im Abenddämmer auf seinem Heimweg, wenn er stehen blieb, die Welt sich ansah und vor sich hinsprach und lachte — war der Kinderspott wirklich ein rechter Anblick. Kinder kamen und riefen ihn „Krähhahn". Wenn sie vorbeiliefen und ihn sahen in seiner Lumpenwürde und Bettelsackbürde, die er dann behaglich auf den Rücken nahm — daß der seltsam vergraute, runzelige Kopf mit dem großen Kropfe vorhing — riefen sie: „Krähhahn, Krähhahn, kräh emol!" Da kam eine Tollheit in ihn, daß er auch noch in die Luft sprang mit allem, was er war und hatte, sprang und ausschlug und sich bauschte und noch einmal sprang und sprang, und ein seltsames, tolles, höhnendes Krähen, ein wahres Krampflachen aus Kindermund hervorlockte, das vorüberstob. Ein Tollheit war dann in den Kinderspott gefahren, eine Jugend fast. Sein seltsames Bettlerauge sah dann drollig die Kinder eilen, und er sah ihnen nach, wie wenn ein Mensch mit einer Bitte dem andern genaht ist, und er dann der Glückliche und der Spender gewesen. So ein Kinderspott war er und ein rechter Bettelmann.

Er nahm und genoß vor aller Türen die ärmlichen Reste und sah doch nicht Schmutz, und Verachtung traf

ihn nicht. Er sah lachend die vollen Schüsseln und die vollen Ställe und dachte nicht ans Begehren. Er begehrte gar nichts.

Wenn er seinen Bettelsack gefüllt heimbrachte, hatte er Arbeit genug auszuteilen. Da dachte er eine Wegstrecke nur daran, nur an die Ordnung mit Wurstecken und Brotkanten, von denen er im voraus eine jede noch genau vor sich sah, die ihm hineingeworfen — und wußte, was sie gelten würde. Eine Wegstrecke dachte er auch an sein Dasein so inmitten der einsamen Steine am Wege, oder des eisigen Wetterstöbers, der um die Wegblöcke pfeifend umtrieb, wenn wieder einmal auf einem Bettelgange plötzlich Schnee fiel, und der Sturm pfiff. Eine Eiswelt dachte er dann und freute sich, daß es in seinem Winkel nicht aufhörte warm zu sein und heimlich und ungestört; und niemand zu ihm kam, ihm die Ruhe zu nehmen, die seine Vogelfreiheit und sein Leben war.

Tag aus Tag ein im Winkel — Tag aus Tag ein verachtet in Lumpen, Tag aus Tag ein ein Bettler auf geschenkten Stiefeln im alten Försterkittel humpelnd auf der Dorfstraße, Tag aus Tag ein nicht angesehen — von dem großen, reichen Bauern nicht nur, und der breithüftigen Bäuerin, die zum Krämer in den Laden trat, gut aufgetakelt mit einem bunten Umschlagetuch, das eben neu aus der großen Truhe hervorkam, auch nicht angesehen vom Pfarrer und Pastor, wenn die auf ihrer Kanzel reinliche Worte über das Leben machten, das Leben, das dem Kinderspott in Staub und Lumpen hinging — Tag aus Tag ein nur still immer für sich, von niemand begehrt, im besten Falle nur geduldet, daß er in der Fleischerei einmal halb Gutes noch hinwegnahm, eh' man es den Hunden hinwarf, oder still

für sich im Kirchwinkel im äußersten Schatten des Chores an den dünnen Holzsäulen, nachdem noch einige junge Dirnen ihre reinlichen Sonntagskleider zusammengenommen und ein wenig unauffällig weggerückt waren, wenn der alte schmutzige Kinderspott diesmal ohne Bettelsack vor Gott erschienen war. Tag aus Tag ein so ein Verachteter, der doch in seinen Augen etwas trug, was mehr und heller blinkte, wie wenn ein freundliches Ätherfleckchen am Himmel sich aus grauen Nebeln und Wolken und Stürmen und allerlei Staub und fliegenden Herbstresten plötzlich auftut und lacht einen aus der Tiefe an — so in zärtlicher Wärme und tiefen Schatten sah dann das verräucherte, runzelige, magere, große Gesicht mit dem hängenden Kropfe hinter der Säule auf und konnte dem Munde des Geistlichen zusehen, wie einer, der hungert nach der letzten Verheißung, die kommen muß, und nach der fröhlichen, frohen Botschaft. Tag aus Tag ein solch einer, der sein Kreuz trägt — wer Augen hat — immer und alle Zeit, alle Schwere und Bürde, Armut und Schmutz und Elend, und allerlei Gebrechlichkeit, die er nicht achtet, und Verachtung und Lumpen auf seinem vorgebeugten und fast erdrückten Nacken, und der noch Sprünge macht in Laune, wenn die Kinder kommen, denen er nicht wehrt; und der es jedem sagen kann, der hören will: „Sitzen hinter'm Ofen tut nich' weh, Essen hab ich — und Schlafen macht auch keinen Kummer!“ so sagte er oft, „das Leben ist eine Zickzacklinie, wer kann wissen, wohin 's einen dreht“; wobei er gewöhnlich seinen Försterkittel pfiffig von oben bis unten musterte und lachte, wenn er zufällig entdeckte, daß er am Ärmel aufgerissen war. „Es ist Zeit, daß 's Ende kommt“, sagte er dann noch frohmütiger, „denn

ſonſt müßte ich womöglich noch 'ne andere Uniform anziehen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Tag aus Tag ein einſam für ſich, ſo war der Kinderſpott wieder aus dem Armenhauſe gegangen, als der Frühling in die Berge gekommen war. Die jungen Birken hingen in dem loſen Schleierwerk der Frühzeit ſo goldig und warm, daß der Alte am Wege einſam geſtanden und dann leiſe ſchließlich hingegangen und einen Stamm betaſtet hatte wie eine zarte Haut. So weiß ſah die junge Rinde aus, ſo von Gott neu, rein und himmliſch hingeſtellt am erdigen Wege. Und dann hatte er allerlei Frühlingsgefühle auch in ſeiner Seele gehabt, der frohmütige Alte. Man kann nicht wiſſen, was in ihm vorging. An dem Morgen machte er hundert Sprünge in die Lüfte, krähte und ſchlug aus, und immer neue Kinderſcharen, die zur Schule gingen, riefen und immer toller und übermütiger wurden des Kinderſpottes Späße. Man hatte ihn nie ſo geſehen. Er machte das Krähen an dem Morgen wirklich, wie ſo ein rechter, ſtolzer Frühlingshahn, der plötzlich um ſich die Welt neu im Glanze ſieht.

Und dann war der Kinderſpott ſeine Wege weiter gegangen. Er hatte ſeinen Bettelſack auf dem Rücken, der leer war. Und ſein Förſterrock — jetzt in ſo heller Frühlingsſonne — ließ wohl deutlicher erkennen, daß er einmal grün geweſen war, wie die Birkenſchleier und die großen Knoſpen der Ahornbüſche und all die kleinen Gräſer, die ſich aus der Erde am Wege vordrängten vor die toten Winterhalme. Was den Alten gleich getrieben hatte, weiß man nicht. Er hatte heiter humpelnd das Dorf durchſchritten und war weder bei Fleiſcher noch Bäcker eingekehrt. Er lief fürbaß mit

7

ſich und den Wegbüſchen plaudernd, als wenn er die Sprache der Bäume und der jungen Knoſpen wiedergefunden und nicht mehr Raum und Ziel gefunden in ſeinem Lumpenwinkel.

So war er ſchon lange vorwärts gelaufen.

Daß er Kinderſpott war, fiel ihm nicht mehr ein. Daß er ein Bettelmann war, der nicht gegeſſen und getrunken hatte, und der wohl gar ausgezogen war, um vor den Türen die Broſamen zu ſammeln, fiel ihm nicht mehr ein. Glanz des Frühlings erfüllte ihn; berauſchte ihn; wie ſtarker Wein einen berauſcht, der Hunger hat. So lief er, daß er alle Dorfwege ſchließlich bald hinter ſich hatte in der frohen Frühlingsluft. Seinen Bettelſack merkte er gar nicht, weil dann auch im Walde die Bäche rannen mit lautem Toſen über Steinen, und eine Kühle ihn anwehte, daß er nicht wußte, ob es noch immer die alte Erde war.

Und er kam höher und höher.

Seine Glieder waren ſehr ſteif. Er ging in den letzten Jahren gar ſehr langſam und humpelig. Er war nahe an die Siebenzig heran. Langſam ging er auch jetzt. Aber wenn jemand wie der Kinderſpott erfüllt iſt vom Frühling, berauſcht iſt und beſeligt, daß er zu denken ſcheint, da hinauf muß ein Pfad führen aus der Welt der Mühſal — bei ſolchem Wandern konnte es doch kein Zaudern geben.

Ein hartes, verſchobenes Getön ſtieg dabei aus ſeinem Sinne auf und quoll aus ſeinem welken Munde, und ein kindliches Lachen klang oft zwiſchen Stämmen in die Waldſtille.

Dann kamen ſteilere Wegſtrecken, die er aufwärts klomm. „Liebſter Jeſu, wir ſind hier“, hatte er begonnen zu knurren und zu krähen in die Einſamkeit.

Wer nur den lumpigen Bettelmann wie ich heimlich gesehen und gehört hätte im Frühling auf die Berge steigen! Wer ihn nur gesehen hätte mit dem großen verblichenen Filzhut, den ihm ein Bauer um Weihnachten vor die Tür hinaus gehalten hatte, und den er nun zu seinem Feste trug. Genau wie das goldige Schleierbeben um die Birke hing, das herausgelockt war aus der Winterrinde, genau so ein Lachen und Glauben mußte aus dem Kinderspott hervorgekrochen sein, daß es ein Singen und knarrendes Jubilieren mit lachendem Munde und kurzem Atem gab, das ihn höher und immer höher zu führen schien.

Seine steifen alten Glieder wankten jetzt nicht mehr, als er aus dem Waldkranze schon empor — allmählich an die Hochmoorwiesen in Sonne kam. Daß er Hunger und Durst hatte, spürte er nicht mehr. Sonne im vollen lag jetzt um ihn. Die Welt um ihn in tausend weißen Blumensternen auf den weiten Höhenwiesen hingebreitet. Hoch im Himmel schwammen weiße Wolken. Wie hätte er können Hunger fühlen und Durst, wo er Reinheit und Licht und Wärme und weiten Frieden und stille Freude plötzlich trank. Niemals konnte man die leuchtende Wärme seiner Augen deutlicher sehen, daß selbst der alten Schwester am Herde daheim ein Lachen gekommen, wenn sie den Kinderspott an diesem einen Morgen hätte sehen können, singend auf den Höhen schreiten.

„Liebster Jesu, wir sind hier", brüllte er froh — den Bettelsack auf dem Rücken, und wie weltentrückt hinlahmend — an den einsamen Hochmooren im Sonnenschein — während aus tiefster Seele sein Frühlingsgesang immer von neuem herauspolterte und quoll. — Wer ihn hätte sehen können, wie er dann stehen blieb

und seinen Bettelsack herabnahm und den alten, vergilbten Bauernhut abnahm, weil ihm heiß geworden, ein paar schmutziggraue Haarfetzen ungekämmt im Höhenwinde um den alten Schädel mit dem Hängekropf flogen und das Lied immer noch kein Ende fand. Und wie er dann herumkroch in Felsen und Büschen — und Blumen pflückte: Anemonen, die silberigen, reinen, hellen Blumen, eine um die andere, in höchsten, einsamsten Klüften zu brechen begann — und seinen Bettelsack füllte aus der Fülle des Frühlings — und tiefer klomm — und tiefer hing an den Schroffen und sich nicht genug tat die Fülle und Freude von den Felsen zu sammeln und zu brechen in den einsamen Schrunden unter dem Brüllen und Jubilieren aus rauher, welker Kehle.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In diesen Tagen hatten ihn die Verwandten im Tale endlich gesucht. Denn von dem Frühlingsgange ist der Kinderspott nicht mehr heimgekehrt. Alle hatten ihn mit dem Bettelsack im Dorfe gesehen, aber niemand hatte auf ihn groß geachtet. Die Fülle Leben, die aus der Rinde quoll — o Frühling — du hattest seine letzten Wege mit Glanz und Reinheit erfüllt und ihn emporgelockt in die frohen Sonnenlüfte — und dann hinabgelockt über Felsen und Grat fallend in den stillen, einsamen Frühlingsgrund. Denn unten fand man nach Tagen den toten Alten, den Bettelsack voll welker, silbriger Anemonen.

# Der letzte Wille

## I.

Das Stübel war hell und reinlich, und es hingen rote, saubere Gardinen vor den kleinen Fenstern — die doppelt rot aussahen, weil Schneeflocken draußen davor tanzten, und das ganze, enge Tal und weit hinaus die Berge weiß waren — weiß und schneidend kalt und eisig. Ja, für Reinlichkeit im Häuschen sorgte die Junge, ein blondes, kräftiges Frauenzimmer im roten Rocke, die einen etwas vorstehenden Mund und große, gesunde Zähne hatte und dazu, wenn sie einmal lachte, um ihrer blauen, hellen Augen willen einen Hauch von jungfräulicher Lieblichkeit gewann, der nur zu rasch wieder unter einem barschen Alltagsblick verschwand. Und gegenwärtig gab es nicht nur all' die stummen Mühen einer solchen, in der Enge der Schlucht eingekeilten schiefen Dorfhütte, worin die niedrige, große Stube und der spinnwebige, dunkle Stall, der Abtritt und der Schweinekoben, alles, friedlich bei einander liegen. Es gab unsägliche Unruhe und Aufregung, und die junge Sender, des einzigen Sohnes Frau, sprach wirklich aus Wut den ganzen Tag kein Wort — aus Wut und auch aus Furcht. Sie machte ihre Arbeit, sorgte für die Sauberkeit, kochte der kranken Schwiegermutter, was an Umschlägen und Tee zu kochen war, soweit der Vater

nicht selbst um die Kranke hin und her ging — und hütete sich, so lange nicht der eigene Mann aus der Waldarbeit am Feierabend daheim war. Und wenn der abends eingetreten, war ihr Herz in Groll so vollgespeichert, daß sie dessen eigene Pein noch immer mehr steigerte.

Niemand war darüber im Unklaren, daß es mit der Mutter elend stand. Die Frau jammerte und stöhnte den ganzen Tag. Und gab es sich, daß der Vater hinaus war, daß er Sonntags in die Kirche gegangen, oder etwas aus der Apotheke besorgen gemußt, dann rief die bleiche Kranke, die abgezehrt und wie ein verrunzeltes Pergament mit ein paar mißtrauischen Augen groß aus Knochen und ängstlich gepeinigt herausſah, die Junge an ihr Bett und flüsterte heimlich: „'R muß — 'r muß — ich kann ni ehnder sterba —." Und wenn sie auch manchmal kaum noch Worte fand, immer wieder fragte sie wimmernd in Hast und Aufwallung: „Wu is 'r denn hie? Wu is 'r denn hie? Nee — nee! — Keens sull hinger Euch stihn und Euch a Speck aus'm Kraute nahma. Das gewißlich nee!" Und die Schwiegertochter freute sich heimlich, und in ihrer kurzen Weise sagte sie wohl: „Ju, ju, Mutter, und 's werd doch a su kumma. — Aber das sa' ich", fügte sie ebenso barsch und in Hast hinzu, und man sah es ihr an, wie sie in Röte schoß, daß sie einem in dem Augenblicke hätte an den Hals springen können, „das sa' ich — 'naus, 'naus — uf der Stelle 'naus! Mir bleiben keen' Augenblick meh ei dan vier Pfählen — mir werden inse Häusel und Tischel zu finda wissa". Und sie wußte, daß sie die alte, zahnlose Mutter, die jetzt wie ein Totenkopf in dem roten Kissen zurücksank und ratlos die großen Augen schloß, wieder neu in ihrer Angst und Gier entfacht hatte.

Das ging nun schon seit Wochen stille in dem Hause fort, noch immer heimlich, obwohl der Haß und der innerlich entzündete Zustand keinem ein Geheimnis war. Es hatte begonnen, als die Alte garnicht mehr aus dem Bette aufstehen und am Herde und Tische hantieren konnte, seit sie plötzlich gemerkt, daß nicht mehr das enge, buschige Tal, wo die Hügelwände sich fast berührten, und die Häuschen klein waren und zierlich, wie aus einer Kinderspielschachtel genommen, nein, daß jetzt nur die Bettstatt und bald der Sarg ihre Heimstätte sein würde. Seitdem hatte sie der Gedanke nicht losgelassen, daß ihr Mann, ein Maurersmann, der frisch und jung aussah, noch wie ein Soldat kerzenaufrecht sich hielt und in seinem zähen, vollen Gesicht mit dem dunklen Lockenkopf einen straffen, soldatischen, dunklen Schnurrbart unterhielt und sorgfältig strich, sich heimlich freuen könnte, neu auf die Freite zu gehen, wenn sie bald ausgeblasen und eine leere Hülse im Grabe modern würde. Seitdem war in Allen heimlicher Haß und fressender Brand aufgewacht, obwohl man jetzt gerade in dem reinlichen Stübel nur außer dem Hin und Her der jungen Blondine noch aus dem abgeteilten, hinteren Raume die Alte beten und stöhnen hörte.

Sender war ein Mann, wie noch in besten Jahren. Die Mutter hatte Recht, wenn sie nicht glaubte, daß ihn ihr Tod auch in's Grab reißen würde — aus der Fülle des Lebens hinweg, oder gar ihn in der Fülle des Lebens zum Entsagenden machen könnte. So sah er nicht aus. Und heimliche Stimmen im Ort flüsterten und mochten wohl auch der Mutter in gesünderen Tagen schon heimlich zugeflüstert haben, daß er oben in der Fleischerei häufiger als nötig, um das bischen Sonntagsfleisch zu holen, einkehrte. Sender war zudem ein Mann,

der immer noch, trotz seiner beinah Sechzig, gut verdiente. Das hatte er stets verstanden, war wagemutig gewesen, und wo er hingekommen, hatte auch seine frische, männliche Erscheinung sofort Vertrauen und Arbeit gewonnen. Er war in jungen Jahren, schon verheiratet, im Kriege gewesen, hatte dann auswärts lange Jahre Bahnarbeitsdienst genommen, der ihm wirklich viel gebracht, von dem er langsam, aber sicher das kleine Hauswesen mit Kühen und ein paar steile Feldstreifen für Heu und Kartoffeln am Hügelhange hatte bestreiten können. Sender war wirklich in jeder Hinsicht ein annehmbarer, tüchtiger Mann, der auch nicht trank und spielte, und der auch sonst keine Leidenschaft hatte, als daß er einigemale weggeblieben aus seinem Hause, weil die etwas ältere Frau ihn mit Eifersucht und Vorwürfen, oft ohne, oft auch mit Grund, zu plagen immer mehr sich angewöhnt hatte. Nun lag sie daheim und konnte sich nicht mehr rühren.

„O mein Gott, mein Gott, Du, Du — der Vater — wu is denn der Vater? — wu bleibt denn der Vater?“ — stöhnte die magere, gelbe Knochenfrau und versuchte, sich auf die Seite zu drehen. Aber das ging nicht, und Berta kam ihr zu Hilfe. „Nu, wu werd er denn sein?“ sagte höhnisch die Junge.

„Nee — nee! — das darf nee sein — das ni meh' — ei das Häusel hie — hie — darf keene Andere rei' kumma, wenn ich tut bin — nee — nee — nee“, und die Kranke weinte in ihre Kissen.

Bis ock stille, Mutter, vielleicht labste noch a wing, vielleicht werd's wieder.“

„Nee — nee — ich — ich nimmeh — ich nimmeh —“, und die Tränen rannen, daß Berta mit einem Tuche

hinging, um das naſſe Muttergeſicht abzutrocknen, und ſie beruhigte.

„Vo dar — vo dar — vo dar —“ Die Kranke war zu ſchwach, aber wie die Tränen getrocknet und geſtillt waren, begann in ihr der heimliche Zorn und Neid die Oberhand zu gewinnen.

„Vo dar — vo dar — dicken Witwe — uben — braucht Ihr Euch niſcht gefallen zu laſſen — das is inſe Häuſel — das is inſe Häuſel!“ klagte ſie wieder, und ihre Stimme gewann an Kraft, als ſie ſtockend zu erzählen begann, daß ſie geträumt und die Witwe Frommelt ſchon hier am Ofenbänkel hätte ganz friſch mit den Kochtöpfen und einer Speckſeite herumwirtſchaften ſehen, bis ſie in Aufregung aufgeſchrieen und gefühlt hätte, daß ſie nur von einem Alb geplagt worden ſei.

„Ach, Du mein himmliſcher Vater, Du, Du!“

Es war ein fürchterliches, unheimliches Treiben in der niedrigen Stube, was ſich noch ſteigerte von Tag zu Tag, daß weder Vater noch Sohn, weder Mutter noch Vater, weder Vater noch Schwiegertochter ſich in die Augen ſehen und nicht, wie in heller Schadenfreude, einen Augenblick voll aufblitzender Sucht ſich zuwerfen konnten.

Nun war die Tochter daheim. Es war eine ſtille Tagesſtunde. Der Schnee verſchlang draußen allen Lärm, auch der Kinder, die mit Hitſchen am Häuschen vorbei bergab fuhren. Die Mutter lag grübelnd und war gepeinigt — und die Tochter war zufrieden, daß ſie es wieder heimlich von der Mutter gehört hatte: „Der Vater muß — er muß — ich ſterbe nee ehnder — ich kann ni ruhig ſterba. Der Vater muß Euch das Häuſel hinterlo'n.“ —

Der Vater trat zu der niedrigen Tür herein. Er brachte eine Flasche eingepackt aus der Apotheke. Er hatte sich — wie er immer tat — ganz fein gemacht. Der gestrickte Shawl um den Hals mit Schwarz und Grün war wie neu, und er trug einen dunklen Sonntagsrock und einen festen Stecken. Man sah es, er hielt auf sich.

„Wu kimmst Du har, Vater? Du bist ju a su schien."

„Aus der Apotheke kumm ich", sagte er. Er schritt feierlich, und er empfand die ganze Lage feierlich. Die Krankheit seiner Frau und die heimliche Plage um das Erbe war ein Ereignis. Er schritt wie einer, der etwas Schicksalsmäßiges mit Würde zu tragen hat. Deshalb auch veränderte er nicht die Miene, als er an der Kranken Bett trat, ihre Hand anfühlte und dann sagte: „Nimm ock de heeßen Ziegeln ei de Hand, daß De warm werscht."

„Se hot se ju eim Bette", sagte die Tochter grob, und als wenn sie einen Vorwurf gegen sich empfunden hätte.

„Nee nee — de Berta surgt schun, die surgt schun", sagte nun auch die Alte lebhaft, als sie nach den Steinen tastete. Und während Sender seinen Rock in's Stübel trug und am Tische stand, um die Vorschrift des Arztes auf der Etikette zu entziffern, reichte die Blonde der Mutter warme Ziegelsteine neu hin, die alten zurücktragend, und warf ihren Mund noch mehr vor und machte alles, was sie tat, mit einem Zuge von Verachtung, sah den Vater nie an, nur von der Seite, umging ihn, vermied ihn fast fühlbar, suchte ihn zu behandeln, als ob nur eine heimliche Pein in der Stube wäre, die man nicht sähe.

Sender war völlig stumm, außer zur Mutter. Aber der Mutter Augen brannten nun neu, ihre armseligen

Haarsträhne umgaben sie zottig, es war ein entsetzlicher Anblick, dieses gelbe, fade Leiden aus den ausgehungerten Zügen und den gierigen Augen zu sehen, die jetzt den Mann mit Spannung und heimlicher Angst verfolgten.

„Ei d'r Apotheke warst Du? — Du warst ju a su lange!"

„Ich mußte warten", gab er ganz fest und gleichgültig zurück.

Sender war noch immer Herr der Situation. Er stand auf seinem Posten und ließ sich nichts merken. Er empfand, was sie alle von ihm wollten. Aber er tat, als wenn ihm die Verschlossenheit, das heimlich Höhnische der Tochter, die Seitenblicke der Abgezehrten nicht bemerkbar wären. Er tat immer wieder ganz arglos. Er war wirklich noch gesund und lebenskräftig. Zudem hatte er das Häusel zusammengebracht. Niemand sonst. Er hatte gearbeitet. Und wenn nun die Frau krank war, war es Gottes Wille und nicht seiner. Daran konnte man nicht rühren. Freilich wußte er es, daß er die Witwe heiraten und dann noch einmal in Ruhe und mehr Behaglichkeit leben würde. Er war auch oben gewesen bei ihr — in dem schmucken Stübel mit den alten Rosentellern im Glasschrank und den blumigen Tassen. Und sie hatte ihm freundlich die Backen gestreichelt, die alte Witwe, und es war so friedlich und still gewesen, wie er die Kanarienvögel im Bauer hüpfen und die Körner knacken und dann eine schöne Weise hatte laut und inbrünstig singen hören. Mein Himmel, er war ganz benommen, so hatte ihm der Friede wohl getan, als käme er in ein weiches Bett. Wenn der Geistliche in der Kirche das Paradies nannte, kam ihm das Stübel mit den goldenen, schmetternden Vögeln in den Sinn. Jetzt stand er daheim in seinem Stübel,

ſah die Etikette der Medizinalflaſche genau an, und dann ſah er ſich in ſeinem Stübel um. Reinlich war das Stübel. Die roten Gardinen glühten wie Feuer im letzten Schein, der durch Schneewolken durch das Tal glitt. Und er dachte auch: „Reinlich iſt es, reinlich. Die denken, daß es ihr Stübel iſt, ſie machen es ſo gut und ſorglich, weil ſie jetzt denken, es iſt unſer, wenn erſt die Krankheit und das Stöhnen ſtumm und ſtille geworden und in dem Gottesacker verſcharrt iſt. Aber nein, ganz gewiß nicht", dachte er. Er ſagte nichts. Seine Mienen waren arglos wie zu Anfang. Er träufelte die Tropfen ſorgfältig ein und gab ſie der Kranken. Und Berta nahm einen Blechkübel, band ſich ein wollenes Tuch um's Haar und ging in den Stall.

Aber die Mutter!

„Um Gotteswillen, was iſt denn?"

Die alte, zahnloſe, magere Mutter hatte die Augen geſchloſſen, als ſie den Löffel Tropfen hinuntergeſchlungen und legte ſich in die Kiſſen zurück, wie leblos. Sender taſtete nach ihrem Puls. Der ging wie eine Mücke ſo leiſe, und Sender ſah ihr lange in's Geſicht und beobachtete ihre Mienen. Das merkte die Alte noch.

„Du gleebſt wull, ich ſterbe?" ſagte ſie aufwachend und gleich wieder brennend auf den Mann gerichtet. „Du gleebſt wull — Du möchſt wull ſchun, daß ich tut wär'? o meins, meins — nee nee — ich ſterbe noch nee, Vater — ich ſterbe gewißlich noch nee, Vater!" ſagte ſie. „Jeſes — Vater — ſa' mir ock, warſt De bein 'r? warſt De bein 'r?"

„Bei wan?" ſagte Sender und machte ihr nun die Kiſſen bequemer.

„'S is gutt — 's gutt, Vater." Sie empfand es plötzlich dankbar, daß er ſo ſorglich um ſie war und ſo

ſanft, und ſie begann, ihn lange und liebevoll anzuſehen, auch wie er dann am Herde herumging und in Hemdsärmeln daſtand, vor die Ofenbank gebeugt, und das Schäffchen Kartoffeln für den Abend abwuſch.

„Vater“, begann ſie liebevoll, „ich will ju gerne ſterben, wenn De ock de Kinder nimmeh 'naustreibſt.“ —

Sender hantierte fort. „Fang ni davon a'“, ſagte er nur kurz.

„Ich ſterbe noch nee, ich ſterbe noch nee“, ſagte dann die Alte wie für ſich.

Und es war große Stille im Stübel, wie die Dunkelheit hereinkam. Man ſah kaum noch aus den Kiſſen die Augen der Alten leuchten, die ihren weicheren Ausdruck wieder langſam verloren.

„Du wißt, ich ha das Häuſel redlich zuſammengebrucht“, ſagte Sender dumpf.

„Ich au, Man, ich au“, ſagte ſie, „ich au. Ich ha's zuſammengehalen. O Du, Du biſt immer a Luftiger gewan“, ſagte ſie hart und gradezu, „immer, wenn ich ni gewan — o mein Gott, mein Gott, Du, Du.“

„Fang ne a, Mutter, ich rat Dir, ſei ſtille. Das hot keenen Zweck. Mir kinnen ins doch heute ni noch ſtreita. Das mach ich ni“, ſagte er beſtimmt, und zündete die kleine Lampe an, daß man ſein Geſicht ſehen konnte, wie es einen ſorgenvollen und innerlich zernagten Ausdruck angenommen. „Ich wiß nee, daß De das ni verſtihſt. Ich war doch das Häuſel vor mei'm Tude ni a Kindern ga'n“, ſagte er, peinlich weich gemacht, ſodaß er die Anweſenheit der Kranken und alle Feierlichkeit vergaß und nur ganz in dem Gefühl des Schreckens lebte, gar einmal unter ſeinen Kindern im Hauſe nur gelitten zu ſein. Und es kam aber ſogleich eine Wut über ihn, daß er plötzlich herausſchrie: „Lußt mich ei

Friede! Das duld ich nee Sprich ni davone! Das duld ich nee! Naus wulln se mich dränga! Das duld ich nee!“ Er hatte das alles so laut geschrieen, daß die Junge zur Tür herein guckte, und wie sie den Ausbruch des Jähzorns sah, die Tür hinter sich wieder mit deutlich gezeigter Verachtung zuwarf, so daß ihr der Vater noch in der Wut nachschrie: „Und wenn Ihr mich au behandelt wie 'n Hund, dem ma ni gerne meh an Brutkruste hinschmeißt — das duld ich nee, Ihr Gesindel!“

Es war im Raume ganz still. Seine eigenen Worte klangen ihm peinlich gellend im Ohr. Er empfand es ekelhaft, daß er in der Stube schimpfte und wütete, wo die Kranke in ihrem Elende lag, und zermürbt, wie er war, setzte er sich auf die Ofenbank und begann plötzlich Tränen zu fühlen, die er heimlich trocknete.

Die Mutter lag im Bette in ihren Kissen in Angst vor dem Jähzorn und wagte kein Wort und warf nur heimliche Blicke nach ihm, ob sich sein Anfall beruhigt hätte. Sie wußte, er konnte jähzornig sein. Früher war er's öfter gewesen. Früher, wie sie ihn mit Eifersucht arg gepeinigt hatte. Dann aber hatte sie sich ausgefunden, daß es doch nichts nützte. Sie hatte sich drein gegeben und Streitigkeiten vermieden. Und hatte immer mehr nur am Sohne gehangen und für ihn gesorgt. Alle Liebe übertrug sie auf ihn. Sie erinnerte sich kaum, daß sie auch in den Zeiten, wo sie zu kränkeln begann, noch einmal einen ernsten Auftritt mit Sender gehabt hatte. Sie barg sich in die Kissen zurück und sah angsterfüllt, daß der Vater halb sichtbarlich nur auf der Ofenbank saß und heimlich die Tränen zu trocknen schien. Und der Abend verging in tiefem Schweigen. Auch als der junge Sender heimkam und Werkzeuge und Mütze in die Ecke gelegt, saßen die drei Gesunden, vor sich in

die Kartoffeln ſtarrend, und ſtumm und hart mit den Taſchenmeſſern an der Butter ſchneidend und Biſſen um Biſſen am Meſſer zum Mund führend. Und nur das Stöhnen oder ein Hilferuf der Hinſterbenden unterbrach die unheilsſchwangere Stille.

## II.

Am andern Tage ging es mit der alten Sender noch elender. Sie kreißte und ſtöhnte ziellos und erfüllte das kleine Zimmer mit leiſem Gewimmer. Die blonde Berta kam zur Tür frühzeitig herein, da fand ſie ſchon den Alten am Feuerloch knien und aufzünden. Der Alte hatte die Nacht kein Auge zugetan. Wer glaubt, daß Sender etwas vernachläſſigte, irrt ſich. Er tat, was nur möglich. Und jetzt nach der Nachtwache wieder, ſah er noch ſorgenvoller und vergrämter aus, als die Tage vorher. Die Mutter hatte in ihren Unruhen in der Nacht, die ſie hin und her warfen, und nach ihren Anfällen von Erbrechen immer eine große Schwäche. Sie ſah jetzt wie der ausgezehrte Tod aus, hatte den Mund weit offen, und die Augen waren wie gebrochen, nur klein und ungleichmäßig unter den runzeligen Lidern wie trübes Glas. Es war nicht zum Anſehen. Und in Sender ging etwas um, vor dem er ſich ſelbſt fürchtete. Er machte Feuer und weinte ſtill. Berta empfand ein Bedürfnis, ihm einen Gruß zu ſagen. Sie wollte aus dem Ton ſeiner Stimme etwas abhören. Und in der Tat, der Ton ſeiner Stimme klang weich und zerbrochen. Und wie das Feuer nun aufbrannte und krachte, übermannte es ihn, daß er ſich auf die Ofenbank niederließ und ſchluchzte. Es war einen Augenblick, wie eine Hoffnung, die durch's Zimmer ging. Berta ſuchte nach einem

Grunde, etwas Freundliches zu ſagen, und fand endlich eine Frage: „Es 's denn a ſu ſchlimm, Vater?“

„Nee — nee — ich ſterbe noch nee!“ — Ihr möcht wull, daß ich ſchun tut wär“, wimmerte die Alte.

Sender trocknete ſeine Tränen und richtete ſich auf. Er ſann nicht mehr. Berta war zum Bette der Kranken getreten und rückte ihre Kiſſen auf.

„Du werſcht ſchun noch amol wer'n“, ſagte ſie, „reg Dich ock nich uf, Mutter.“

„Ich ſterbe nee ehnder — ich ſterbe nee ehnder . . .“

Sender war an's Fenſter getreten und hob einen Augenblick den Vorhang. Draußen lag das Dörfchen ſtill im nächtlichen Schneefall vergraben. Alles war ſchimmernd grau, nur das Nachbarhäuschen hatte Licht. Er ſann hinaus. Die Nacht war in ſolcher Ratloſigkeit hingegangen. Die Alte hatte in ihren Träumen und ihrer Schwäche wieder nur einen Gedanken, der ſich in ihr herumdrehte wie ein Stein im Strudel, der zuletzt einen Fels aushöhlt. Und ſo ausgehölt lag ſie da und umgewühlt immer von dem einzigen Gedanken, daß ja nicht die Witfrau in's Häuſel kommen und ſchließlich Sohn und Tochter verdrängen ſollte.

„Wu blei't denn der Suhn? Wo is denn der Suhn?“ ſtöhnte die Alte.

Sender gab keine Antwort, er ſah noch immer hinaus.

„Wu is denn der Suhn?“ verſuchte ſie heimlich zu Berta zu flüſtern, weil ſie jetzt wieder Furcht bekam und nicht wußte, was in Sender vorging. Sie mochte in den betrübten Bildern ihrer hinſinkenden Seele Ängſtliches und Bedrohliches ſehen, und begann noch einmal jetzt mit Weinen kläglich zu fragen: „Jeſes, wu denn? wu is denn der Suhn?“

Da sah Sender freundlich zum Bett und sagte bestimmt: „Mutter, 's is erst halb fünfe. Er schläft."

„So, schläft er, nu do! — ju ju — das ist gutt. Da lußt a ock schlofa, ju ju — weckt a nee — er wird schun von alleene kumma, weckt a nee!" —

„Nee, mir wer'n a nee wecka, er wird schun alleene kumma. Er muß au' bale ei de Arbeit", gab jetzt auch die Junge energisch dazu, während sie den Krug ausspülte und eine Bierflasche mit Kaffee füllte, den sie auf dem Herde gekocht hatte.

„Muß er heute au' ei de Arbeit?" fragte die Hinsterbende.

„Nu, freilich, Mutter, wird er ei de Arbei gihn."

„Warum denn heute?"

„Nu, 's is doch ni Sunntig."

„Nee — nee — ach Gott! — nee nee", und sie begann zu weinen und zu wimmern und sagte: „nee — nee, Jeses — Jhr — ach 's is ju — Jeses — nee — Jhr — Kenner verstiht mich — Jhr versteht mich immer nee."

„Was willste denn, Mutter? Erst sei amol stille und nimm d'r Zeit, Mutter — hierste! Du brauchst Dich ju nee ibersterzen — ich rat Dir, nimm D'r Zeit — dann wer'n mir ins schun verstihn." — Sender sprach die Worte, während er Schritt für Schritt zur Kranken trat.

„Er muß doch heute nee ei de Arbeit", sagte nun die Kranke klagend, „Jhr saht's doch — Jeses! Jhr saht's doch, 's is doch keene Zeit ni meh, Vater!" — gar keene Zeit ni meh! — Vater — mei lieber Vater!" — Sie hatte die Arme nach ihm ausgestreckt: „Ich will D'r ock was Leises sa'n — naus, das Madel muß nausgihn — das Madel — 's sull amol nausgihn — das Madel — 's sull amol nausgihn — Vater —"

In Sender arbeitete es, daß man denken konnte, die Alte wäre der Tod, der ihn umklammerte, und der nun sichtbarlich an ihm riß, ihn niederzubeugen, wenn er auch noch so fest zu stehen schien. Sender hatte sich kaum auf ihr Bett gesetzt, als sie sich unversehens mit einer Kraft, die ihr lange gefehlt, aufgerichtet und ihre Knochenarme um seinen Hals geschlungen hatte. Sie hielt ihn. Er fühlte ihren Atem peinlich und wie Totengeruch. Es war ihm grausig. Er winkte Berta, daß sie auch sofort ihm zusprang und einen Augenblick alles andere vergaß. Aber die Mutter war stark in diesem Zustand. Der ganze Wille, der in ihr allein noch sprach, die ganze Eifersucht, die sie das Leben geplagt hatte, hatte sich in diesem Augenblick in ihr aufgerichtet und umwand nun den Alten wie eine Schlange, daß er sich nicht entwinden konnte. — „Vater — naus — naus soll das Madel gihn."

Berta hatte auch gleich verstanden, um was es sich handelte. Sie sah das Bild des Grausens, die magere, knochig ausgehöhlte Frau mit trüben Augen, die jetzt wie Feuer waren, kaum noch in Sinn brannten und aufglimmten — am Halse des Vaters hängen, der sie auch fest in den Armen hielt und von ihr ganz umschlungen war. Sie floh fast wie in Schrecken hinaus und in peinlicher Angst zum Manne in die Kammer, den sie gleich weckte. Es hatte sich plötzlich zur Gewißheit in ihr erhoben, daß die Mutter heute nicht erleben könnte, und daß es sich jetzt zeigen müßte in dieser Stunde, ob der letzte Wille der sterbenden Mutter siegen würde, oder der des lebenden Vaters.

„Gustav — mein Gott — Du — Du —"

Er reckte noch immer seinen schnarchenden Mund offen in die Luft und begann endlich die Lippen zu-

ſammen zu nehmen und die erſtaunten Augen langſam und ſchwer zu öffnen. Guſtav war ein magerer, junger Menſch mit einem dunklen Bärtchen, und mochte wohl einmal, wenn er erſt kräftiger wäre, dem Vater gleichen. Er hatte ſich ermannt:

„Was is denn? was is denn?“

„Du kannſt heute nee ei de Arbeit gihn.“

„Nee ei de Arbeit?“

„Nee nee, Du kannſt nee gihn. Ich gleebe, de Mutter ſterbt.“

Er ſprang aus dem Bette mit einem Umwerfen der Beine und ſtand im Hemde vor der Frau und ſann vor ſich hin. Er war wieder in die Schläfrigkeit zurückgeſunken.

„O Jeſes, Guſtav, mach ock, ſchlaf ock ni! ſchlaf ock ni! wer' ock munter — wer' ock munter!“ riß jetzt die Junge an ihm. „De Mutter ſpricht mit'm Vater.“

Guſtav begann in die Hoſen hineinzufahren und ſeine Schlafſchuhe zu ſuchen. „Was?“ ſagte er bedächtig.

„De Mutter, o mein Gott, Du, Du — a Jammer — ma kann's nimeh' anhiern.“ — Und ſie ſetzte ſich auf den Bettrand und begann auch zu weinen in der Kammer, die eine Laterne ſchwach erhellte. Und tiefe Stille lag in der Luft draußen, nur ein Glöckchen von einem Schlitten ging auf dem Dorfweg vorüber und gab einen leiſen Himmelston, und dann und wann hörte man durch die dünnen Holzwände, daß unten der Vater mit der Sterbenden ſprach.

Und die Mutter hing noch an Vaters Halſe, hatte die Hände gekrampft, als könnte ſie ihn nicht mehr laſſen. Es war ein unvergeßliches Grauſen, das Sender gefangen hielt. Wenn er ſich ſpäter erinnerte, war es ihm, als wenn er dort den ſchrecklichſten Augenblick

ſeines Lebens erlebt hatte. Er war auch ſchwach und mürbe und ſah die ziellos in ihn ſich eingrabenden Feueraugen in dem ausgezehrten Totenkopfe. Der zahnloſe Mund zitterte lebendig und redſelig wie in früheren Tagen — nur war alles wie in Wahn und Fieber und brannte ziellos, was heute ſich aus ihm zu löſen ſuchte.

„Vater, Vaterla —“

„Mutter, 's giht ſo ni — le' Dich ock — le' Dich ock — Du hältſt's ni aus a ſu — nee — ach —“

„Vaterla, 's is mei Tud — 's is mei Tud —“

„Ja ebens, Mutter, le' Dich ock, ſuſte wirſt De ju zu ſchwach —“

Aber ihre Arme hatten ſich feſtgeklammert, daß er ſich nicht zu löſen vermochte.

„Was willſte denn, Mutter? Da ſa's ock!“ Was ihn noch geſtern beinahe in Jähzorn getrieben, danach fragte er jetzt mit Gier faſt, ſo wünſchte er das Gräßliche des Augenblicks zu überwinden. „Was willſte denn? — da ſa's ock!“

„Jeſes, Mann — Du wißt's ju — Du wißt's ju — Vater! —“

„Was denn, Mutter?“

„Du — kannſt ju — immer — heirata — Vater —.“

„Nee — ach — Mutterla — Jeſes — luß ock das — Mutter —!“

„Ich kann doch ni ehnder ſterba — Du nimmſt mir Ruh und Friede ei Ewigkeet, Vater, wenn Du nee . . .“

„Was denn, Mutterla!“

„Das Häuſel . . .“

„Jeſes —“

Aber die alte Zahnloſe fand noch Atem und Worte, und ihre Stimme hatte einen Ton, wie wenn die Krankheit nicht da wäre, ſo vibrierend:

„'S Häusel — se sull nee ei inse Häusel! — Du sullst de Kinder nee raustreiba — vur mei'm Tude a Kindern das Häusel überga'n."

Da hatte Sender die schwache Frau endlich losgelassen — ohne Acht in plötzlicher Überraschung und Angst, und sie glitt in die Kissen zurück — und er begann zu weinen, ohne zu sprechen. Er war nicht mehr bei sich, er begann sie nur noch anzusehen, wie sie mit geschlossenen, erschöpften Augen, Leichentod auf den blauen Lippen, an die Decke starrte. Er weinte im Angesicht des Jammers, der sich um sie zusammenkrampfte und sich um ihn zusammenkrampfte, um ihm zu rauben und mitzunehmen, was des Lebenden Teil war. Die Alte war nun stumm. Die Lippen des Vaters bewegten sich manchmal ohne einen Ton. Und wie es ganz still im Stübel geworden, kamen auch die Jungen wieder.

Der Sohn war unbeholfen und derb. Er hatte eine rauhe, dumpfe Stimme, nichts von dem Klang, der noch jetzt in des Alten Stimme lag. Er war ungehobelt und schwerfällig, obgleich er schlank und kräftig aussah. Die junge Blonde, die er geheiratet, war ihm tüchtig überlegen. Er hatte sie geheiratet, weil er Muttersohn war, und daheim in Mutters Hut durchsetzen konnte, was er wollte. Die Blonde hatte ihm gefallen, weil sie die Dorfmädel durch die weiche, rosige Haut und die hellen Zöpfe ganz in Schatten stellte, und weil sie auch fröhlich und anmutig lachen konnte. Daß sie manchmal mit bittrem Haß und Hohn lachte, und daß sie ihm hart sagen konnte: „Lösch die Sonne aus und zünd den Mond an", das gefiel ihm von ihrer Jugend sogar.

Wie die beiden jetzt scheu und stumm eintraten, wußten sie nicht, was vorgegangen. Sie sahen heimlich

den Vater an. Guſtav ging zur Mutter, die ſich kaum nach ihm umſah. Er ſagte kein Wort, bis ihn die Kranke ſelbſt erkannte.

„Ach, Guſtavla“, ſagte ſie nur, wie er ihre Hand nahm.

„Nu, Mutterla?“ fragte er freundlich.

Die Blonde trat hinter ihn und betrachtete auch die Hinſterbende. Sie ſuchte zu ergründen, wie es ſtünde. Aber ſie empfand von neuem Unruhe. Sie ſah wohl, daß die Kranke einen hoffnungsloſen Ausdruck hatte. Da begann es neu zu rumoren in ihr.

„Kumm“, ſagte ſie mit verändertem, barſchen Ton, „kumm und luß de Mutter! ſe muß Ruhe ha'n.“

Und ſie ging nun gleich zuſammengeſchloſſener in der Bewegung zum Herde, wo ſie Kaffeetopf und Taſſen entnahm, um ſie an den Tiſch zu tragen.

Sender ſann wieder hinaus. Er ſtand wie anfangs und ſuchte ratlos in den Flockenwirbeln, die draußen im Morgendämmer das Fenſter umſpielten und in Schleier hüllten.

Und die Junge ſah ihn heimlich — und wußte auch gleich klar, daß noch immer nichts gewonnen war.

„Guſtav, kumm“, ſagte ſie beſtimmt, weil Guſtav noch immer in der Mutter Geſicht ſtarrte und ihre Hand in der ſeinen hielt. Guſtav ermannte ſich langſam. Er war ergriffen. Er ſah nur das Elend, und ganz in Güte fragte er mit halblauter Stimme den Vater:

„'S ging wull ni gutt die Nacht?“

Der Vater hatte es garnicht gehört.

Und die Junge erboſte es heimlich, daß der Ton nun ſo gut geklungen hatte, und ſie ſagte, indem ihr Mund wieder die verächtlichen Züge annahm: „Kumm ock und ſetz Dich endlich!“ Und ſie goß ihm ein und warf jetzt verſtändliche Blicke auf den Vater, die Guſtav

mehr aufrüttelten. Und er begann auch sich gespannter umzusehen. Und ganz heimlich kroch aus beiden die alte Gier — und sie tranken vor sich hin und redeten mit flüchtigen Zeichen und vergaßen bald ganz, daß die Kranke sterben würde. Sie erwogen zernagt, daß der Alte nicht nachgegeben und sie bald — nein — es krampfte in ihnen auf. Ihre Gemüter begannen, sich in neuen Haß einzuwühlen. Daß der Vater, wie er sich endlich auch zum Kaffee setzte, und im ärmlichen Scheine in die Gesichter seiner Kinder sah, die seine Blicke mieden, dieselbe eisstarre, kalte Verachtung, denselben stummen Vorwurf, dieselbe Ankündigung des Hasses uud Zornes für alle Zukunft las, die sich in der ganzen Kampfzeit angestaut hatte. Und der Tag brach an. Der Sohn schwankte, ob er zur Arbeit sollte — er blieb daheim. Jedes machte still seine Arbeit. Gustav im Schuppen beim Holze, Berta im Stalle. Beide mieden den Vater und warteten nur verhalten, ob die Mutter sterben, und der Vater ihren letzten Willen noch hören und weich werden würde.

Ein Ächzen und Stöhnen ging im Hause um und Hassesfühle. Sender ging um die Kranke herum so ratlos und eingeschüchtert wie noch nie. Auch der Tag ging stumm hin. Die Kinder kamen dann und wann nach der Kranken sehen und heimlich die Situation zu prüfen. Sender suchte einen Ausweg. Er hatte die Kranke ein paarmal gefragt, ob sie nicht den Geistlichen wolle. Aber sie hatte nur einmal, daß es der Sohn und die Tochter hören mußten, gewimmert:

„Nee ehnder — nee ehnder — ich sterbe — nee ehnder —“

Und es war immer wieder ruhig geblieben, und Ratlosigkeit, Pein und Grausen hatten die Seele des

aufrecht ſtehenden Mannes ganz ausgefüllt, daß er immer nahe am Jähzorn war. Aber er dämpfte doch alles heimlich und tat, was ihm zukam. Er pflegte die Kranke, hob ſie hin und her und ſuchte für ſich und ſie Ruhe und Frieden. Er dachte auch an die Wittfrau nicht mehr, nur das Stübel kam ihm ein paarmal in den Sinn, und er dachte an den Geſang der gelben Vögel. Auch wie er ſich hingeſetzt, um mit dem Sohne und der Tochter die Kartoffeln vom Tiſche zu ſpicken und ſtumm und wortlos in den Mund zu ſchieben, war es ihm ſchon gleichgültig geworden, daß ſie dumpf und verächtlich taten. Er hatte es auch nur als Pein empfunden, ſie anſehen zu müſſen, und es ſprach auch aus ihm, ohne daß er es recht zu fühlen ſchien, ein Zug von Verachtung. — So ſaßen ſie gegeneinander und gingen in kalter Verachtung um einander. Und in der ausgezehrten Frau im Bette brannte die Ungeduld zu ſterben und noch ihren letzten Willen durchſetzen. Und wenn ſie den Tag vorüberließ, war nur die Schwäche ſchuld, die ſie dann und wann in richtiger Ohnmacht hindämmern machte. So ging auch der Abend dumpf hin, geſpannt, erregt im tiefſten Grunde — erwartungsvoll und in peinigender Ungeduld von einem Jeden. Und jeder ſah in Grauſen, daß die Mutter faſt ſchon unter den Toten war — und doch aufbrannte, wie ein verborgenes, geſtorbenes Feuer in dem einen Gedanken für den Sohn und ihr Häuſel, in dem einen Gedanken, deſſen Zukunft zu ſichern, wie auch ſonſt der andere Lebende ſich damit abfand. Auch wie der Alte von neuem verſuchte, vom Geiſtlichen zu ſprechen, gab es nur einen Widerhall.

„Nee — nee — ich bin noch nee a ſu weit — mir ſein noch nee a ſu weit. — Vater unſer, der Du biſt

im Himmel . . ." Sie betete hörbar, daß der Alte neben sie trat, und die Hände faltete, und die Junge ebenfalls die Gelegenheit für willkommen hielt, auch dem jungen Kerle ein Zeichen gab, daß alle um's Bett standen und die Worte der Betenden, in sich hinein zur Erde starrend, mit murmelten. So kam die Nacht . . .

## III.

Es war Mitternacht, als Sender sich einen Augenblick auf's Bett gestreckt hatte. In der Mutter Röcheln und Ächzen war einige Ruhe eingetreten, und in ihm begann die Abmüdung arg und grausam zu wirtschaften. Er hatte hier keine Zuflucht. Er wäre am liebsten hinaus in die Nacht gelaufen. Er hatte schon einige Male vor der Tür gestanden, nur um die Kälte der Winternacht an sein Gesicht streicheln und ihn aus der Fühllosigkeit seines Zustands, aus der gänzlichen Verwahrlosung seines Hin und Her aufrütteln zu machen. Und er wäre hinausgelaufen, wer weiß, wohin, nur um auch aus der Umklammerung zu fliehen, in die ihn die sterbende Mutter und die beiden Jungen, die oben in Umarmungen schliefen und im Kampfe gegen den Vater sich mehr als je Eins fühlen konnten, hineingezogen hatten. Im Grunde ging jeder Gedanke und jeder Wunsch, auch der drängendste, fast gefühllos vorüber, und er war im Schein des kleinen Lämpchens um die Kranke herum, hatte freundliche Sorgenworte und leichte Mahnungen leise hingeredet, daß es schon werden oder schon gehen würde — und nun lag er auf seinem Bette und schloß, fast wie im Krampfe, die Augen. Und kaum geschlossen, war es ihm, als ob er blind wäre, und als ob ihm der Tod die Augen gewaltsam schlösse, daß er

ſie nie wieder aufmachen würde. Und ſo ſehr ihn die Angſt auch peinigte, und ſo ſehr ihm auch ſchien, daß er die Gewalt, die ihn ängſtigte, überwinden könnte, ſo hartnäckig ſah er in's Ratloſe und in Schreckniſſe, die er kaum noch reimen konnte. Und dann gingen ganze Totenreihen an ihm vorüber, daß er wer weiß wen aus dem Dorfe, auch ſeinen Vater und ſeine Mutter und alle in weißen Kleidern ſah. Auch Sohn und Tochter, die ihn nicht anſahen. Auch oben einen Kerl, der immer im Gemeindehauſe lebte, trank und an der Straße ſeine Arbeit tat — alles in weißen Kleidern. — Er begriff nicht, daß alles ſich in Feier bewegte und alle auch tot waren — und fand, daß der Tod ganz feſtlich ſei und wollte einmal . . . aber ehe er hinzutrat, entſchwand alles wie eine leiſe Flucht. — Wehend, dachte er, wie Blätter! — ſo ging es hin und ſtieg es auf: — nur des Straßenmannes Frau ſtand da und nahm aus dem weißen Gewand eine häßliche, giftiggrün ausſehende Bulle und lachte mit häßlicher Grimaſſe. — Eine Flucht — eine Jagd — eine Unruhe — die erſt recht wiederkam, weil jetzt der abſcheuliche Engel ſich aufreckte und ihn umgarnte, und es wieder heranſchwebte. Und im Schweben auch alles drückend und ſchwer war.

„O, — o — o — eim Himmel — eim Himmel —“ Er hörte es nur im Traume. Und es griff ihn an allen Ecken, daß er glaubte, ſie riſſen an ſeinen letzten Kleidern. Und er empfand ſich nicht mehr, wie er war — er ſchrumpfte zuſammen — Jugend kam — er war nur noch ein ganz jämmerliches, kleines Kind, das da in Windeln lag. Und jetzt nahm ihn ſeine Mutter und riß ihn heraus — und ein lächerliches Weinen verzerrte ſeine Züge, er weinte und weinte und zerfloß faſt in Tränen und ächzte zugleich: „Ach — ach — ach! —“ Bis

er erwachte — und lange lag — und alles hörte — alles fühlte, was um ihn war, das dämmerhelle Stübel und die Mutter, die noch immer wimmerte im Halbschlafe, und die Uhr, die tickte — und oben in der Kammer rührten sich die Jungen, daß man es hören konnte, wie nackte Füße schlichen, und keine Ruhe fanden. Aber er lag und ermannte sich nicht. Schwere wie Blei hielt ihn in seiner Lage. Er machte nicht die Augen auf. Er war geängstigt. Er suchte einen Ausweg und wagte nicht mehr, sich zu rühren, daß er die Mutter nicht in's Leben und in ihre Wünsche zurückrief.

Oben die Junge hatte keinen Schlaf gefunden. Sie dehnte sich an der Seite ihres jungen Mannes und erhob sich, wie er fest eingeschlafen. Denn er schlief wie immer tief und ohne Verklärung und begann bald, auch kräftig zu atmen und zu schnarchen. Im Grunde war sie froh, daß sie nun einmal allein war. Sie entzündete Licht, hüllte sich leicht ein Tuch um die Schultern und saß in großen Filzschuhen, um sich einen Rock auszuflicken. Es kam ihr so in den Sinn. Wenn es auch nicht Zeit war. Diese Nacht fand sie es gut, auf zu sein, wenn der weiche Gustav durchaus seinen Schlaf haben mußte. Und sie besann sich, wie weich und nachgiebig der Junge im Grunde war, er würde schließlich auch damit zufrieden sein, dachte sie, wenn eine Neue in's Haus und in's Herrschen einzöge. Und sie sah in ihre Stiche hinein, die die Hand hastiger machte und hörte kaum, daß die Dachbretter in der Kälte knackten und krachten, die eisige Luft an ihre Beine floß und sie fast erstarrt war. Und sie dachte sich in die Wut hinein, daß sie fast eine Art inneren Kampfes vor sich sah — mit wem? — das zerfloß, als sie es fassen wollte. Und es stieg neu in den Schein ihres Lichtes, als sie wieder

zu hören versuchte. „Nee nee, das soll gewiß nee werden — und die Mutter stirbt ni' ehnder", dachte sie zum Trost und kroch wieder unter das Deckbett. Daß der Junge vom Hauche der kalten Luft halb geweckt, die Arme nach ihr ausstreckte, wie ein blöd Lachender dalag und sie begehrte im unerwarteten Lichtschein, aber auch gleich die Lage begriff und sich beruhigt drein gab, als sie ihn nach der Seite stieß.

„Sei nee verwerrt! Ich will de Lampe brennen lussen, man kann doch nee wissen, wie's werd unten." Dann lagen beide mit den Gesichtern nach den Dachsparren, die Schatten warfen, und sannen. Und es kam über sie ein Dämmern, in das sie mehr und mehr trübe, von ihren Wünschen und Gieren gepeinigt, versanken.

In der Kranken gab es ein langes, endlos langes Nichtsterbenwollen und Nichtsterbenkönnen. Ausgezehrt lag sie da und sah nichts mit offenen Augen und hörte nichts mit ihren scharfen Ohren und genoß nichts mehr, denn sie wußte nicht mehr, ob sie Wasser oder Wein auf ihren Lippen trug. Und ein Hören — ein unbegreifliches feines — trug sie doch durch Bretterwande und weite Räume, daß sie sich manchmal vorkam, als entschwebe sie schon unter Sternen, und dann zurücksank, wie aus allen Himmeln, wenn es ihr einfiel, daß sie im Häusel liege, und daß sie noch immer nicht sterben dürfe.

„O — o — o" sie lag wieder im halben Wahne und rief: „O nee — nee, Vater, siehste nee, der Tud — der Tud — o — 's werd immer schiener — 's werd immer schiener —". Sender sprang empor. Er stand am Bette und hörte gespannt auf die Worte und war jetzt wieder jenes unbarmherzige, maschinenmäßige Bewegtsein für die Ächzende.

„O — o — ju ju — 's is ju ſchien — eim Himmel — eim Himmel! Jeſes — ei a Himmel war' ich kumma — Vaterla — — Vaterla — — —“

„Was is denn, Mutter?“ Er nahm und reichte ihr einen Löffel Wein zur Stärkung. Aber die Kranke ſprudelte, als er ihn an den Mund gebracht, daß er ihn wieder auf den Tiſch legte. Nein, nichts mehr, nichts mehr wollte ſie hier im Leben. Der Tod war in ihr in ganzer Macht. Es war auch kein Entrinnen mit Waſſer und Wein nicht, und nicht mit Speiſe, wenn ſie ſie hätte genießen können. Und nicht mit Worten der Liebe, wenn ſie auch Sender gefunden hätte. Und Sender fand ſie jetzt plötzlich: „Ach, Mutterla, Mutterla! Jeſes!“ — wie er nun die Alte anſah — „biſe hab'n mir ni gelebt, Mutter?! — ſa's amol!“

„Nee — nee — Vater — biſe nee.“

„Und wenn a Menſch hie und har rennt und manchmol was tutt und ſa't —“

„O Jeſes — nee — nee — Vater. Ju ju — enner und der Andre —“

„Ma is halt manchmal a ſu —“

„Mir ha'n alle niſchte zu verga'n — Vater —“

„Nee wuhr — ſiehſte — Mutter!“

„Vaterla —“

„Mei himmliſcher Vater — was könnt ich denn nee glei —“ Sender war im Augenblick des Sterbens völlig benommen.

„Wenn nu der Tud — wenn nu der Tud —“

„Nu — ju ju — Mutterla — nee Mutterla — an Augenblick mußt De aber —“, er ſprach ganz haſtig, „an Augenblick mußt De“ — und er richtete die Sterbende auf und ſah in ihre Mienen. Die Augen

waren groß und einfältig, und in den Gram der Züge kam stille Verklärung.

„Vater — a Kindern — das Häusel — gib a Kindern — das Häusel — verstihst De —“

„Ju ju ju ju —!“ Er starrte sie an — „nu freilich, ich war schun — ju ju, verluß Dich — nee — nee — ich vertreib se nee — ich war teelen! — Jeses, ich ha's nee a su gefühlt, aber jitze — jitze — sah ich's doch amol —“

„'S is ock — 's is ock . . .“ — Sender spannte — „'s is ock wegen der Andern, wegen der Andern“, sie sprach es und lispelte fast, „wegen — Jeses — mei Junge — mei lieber Junge — ich bin doch — eemol — Häusel — de Mutter — Mutter — hie —“

„Mutterla, Mutterla, verluß Dich — verluß Dich — ach Gott —! Nee, ich rufe doch aber glei' . . .“ — er war schon hinaus und rief im Hause: „Gustav, Gustav, zum Pastor!“ Und die Junge kam, halb in Kleidern, und lief auch schon, wie sie war, auf die Straße, und flog zum Pastor. Und Gustav trat im nächsten Augenblick in die Stube und stand hinter dem Vater, der der Mutter Hand hielt. Die Kranke ächzte nicht mehr, sie war wunderbar still und begann schön auszusehen. Die Runzeln ihres Gesichtes begannen zu verstreichen. Der Ausdruck des Grames wich. Ihr Haar schien lose und jung, wie es nie vorher gewesen war. Sie war ganz schwach, und der Atem ging lang und fast ruhig. Und kein Wort kam mehr aus ihr. All' ihre Unruhe und ihr Rufen in Angst in unerfüllter Sehnsucht lag hingestorben. Der Blick suchte nichts mehr. Ihr Blick, wenn sie die Lider auftat, war groß, und fast mitleidig blickte sie auf die, die um sie waren. Es schien nicht mehr ihr Mann, und auch ihr Sohn war nicht mehr sichtbar für sie, wie der Junge so dastand und dumpf

und ſtarr auf ſie ſah. Es ſchienen gute, liebe Verlaſſene, die nun ferner und ferner rückten. Und ſie ſah beide an und fühlte nur noch des Vaters Hand, die ihr kaum wie ein Fädchen dünkte, das ſie anband, ſo kindlich frei und loſe hob der Tod die Alte, Verrunzelte, vom letzten Willen einſt Gepeinigte empor und trug ſie zurück in die geheimen Kammern des nie geſchauten ewigen Lebens, aus dem ſie einmal jung, als Blume oder Vogel, oder als Kindlein in der Wiege erwachen könnte.

Der Vater ſah es. — Es kam Frieden in ihn. Er war zufrieden, daß er ihr die Ruhe der letzten Erdenſtunde gegeben hatte. Er ging aufrecht. Er war wunderbar frei. Es ging etwas Erhabenes in ihm um, Schönes, das in ihm jubelte. Er wußte jetzt, was zu tun war. Und wie bald der Geiſtliche hereintrat, ſtanden alle andächtig um das Lager, und die ſtille Sterbende nahm Brot und Wein und aß und trank am Tiſche der Verſöhnung, des Verſönlichſten unter den Menſchen Andenken feiernd, daß alle weinten. — Nur der Vater ſtand aufrecht und betete ſtark und in der Erregung des Augenblicks laut mit dem Geiſtlichen, wie die Augen unter den letzten Worten ſich für immer ſchloſſen.

## IV.

Das hatte er gekonnt, Sender, alles, was der Toten galt, und was Frieden ſchuf für Zeit und Ewigkeit für ſie und ihn. Das begriff er. Was in den letzten Worten ſehnſüchtig aus dem zahnloſen Munde der einſtmals jungen Mutter gekommen, daß ſie Mutter ſein wollte, und im Häuſel im Muttergedanken umgehen wollte — gut — alles das begriff er und war verſöhnt. Alles, was Ehrendes und Redliches zu tun war, um die Alte

in die Erde zu decken und ihr Andenken zu verklären, das tat er. Er ging aufrecht, er wußte, alles das tat er gern und mit Feuer. Er ging sogar mit tiefer Erregung im Wesen, denn ihm war der Tod wie ein heimlicher Bote erschienen, der dem Menschen schon hier die irdische Schmach auslöscht aus seinen Gewändern und die Flecken des Grams aus seinen Zügen, und der ihn hinaufführt wie jung verklärt. Deshalb schwanden die Tage, bis die Tote in die Erde gebettet wurde, ernst und getragen hin. Auch der Sohn war erfüllt von der Mutter Abschied und saß meist in der Ecke des Zimmers, wo sie im Sarge lag, und sann in ihr Gesicht hinein, und er war gerührt und befangen, wie Einfältige sind, konnte an nichts denken, als nur diese nie erlebte Feier genießen, um dann und wann, wenn jemand aus dem Dorfe an den Sarg trat, mitzuweinen.

Nur Berta lief entschlossen hin und her. Sie tat alles für die Tote wie für eine Lebende. Und wenn sie heimlich jemand fragte: „Nun? werd's denn? werd denn de Frommelten neiziehn?“ gab sie barsch und grob und ohne Rücksicht auf ihr schwarzes Gewand, das zum Blond gut stand, ihre Meinung zum besten. „Naus zieh'n mir — das sa' ich — naus zieh'n mir uf der Stelle, wenn das kimmt — keen Augenblick sull Gustav ei dam Häusel sein.“ — So schantierte sie, ohne des Vaters Willen nur zu kennen. Und es peinigte sie, wo sie ging und stand, der Gedanke, was wohl der Mutter letzter Wille gewesen. Sie gab auch zu verstehen, daß der Vater sie nicht eher gerufen, als bis die Mutter nur noch ohne Worte hatte im Bette liegen und mit sterbenden Augen die Gebete des Geistlichen kaum hatte hören können. O, es peinigte sie furchtbar. Wenn sie am Vater vorbei ging, lag es ihr vielmals im Sinn,

einfach im Zorn herauszuschreien: „Nu, wie werd's? was soll nu war'en?“ Außerdem stachelte es sie, daß Sender am Tage, als alles für das Begräbnis bereitet war, lange noch wegblieb und oben bei der Wittfrau im Stübel saß und nichts sprach, als nur, daß es stille und friedlich um ihn wäre, und nur den Vögeln oben in den Bauern, wie sie hüpften und sprangen, mit bleicher Miene freundlich zugesehen. Und sie dachte immer wieder hin und her, wird er uns hinaustreiben, oder wird ihm der letzte Mutterwille doch im Ohre klingen. Wirklich, sie vermochte keinen freundlichen Ausdruck zu gewinnen. Sie trug den Mund, wie Eine, die nichts Gutes erwartet und darauf gefaßt ist. Sie sagte nichts, so lange die Tote im Hause lag — dazu war sie vor dem Manne zu klug, den sie nicht in der einfältigen Trauer stören und erwecken wollte. Aber sie hantierte wirklich wie Eine, die nur mit dem Leben zu schaffen hat.

So kamen Begräbnis und der Tag in's Stübel, wo man ohne Tote zurückkehrte. Da war der Vater nicht mit in's Häusel zurückgekehrt. Er kam lange nicht heim. — Erst spät in der Nacht hörte ihn die Junge sein einsames Lager aufsuchen. Der Sohn war an dem Tage noch tief ergriffen. Er sprach kein Wort, wie in Naturen, die fühlen, sich die Gefühle ineinander verstricken und umkreisen und keinen Ausweg in Worten mehr finden können. Die Junge lag neben ihm. Er war in unsäglich schweren Schlaf gesunken. Der Vater unten schlief auch bald. Die Junge, die die Unruhe immer wieder noch aus peinlichen Träumen aufscheuchte, horchte ein paarmal in's Haus, und alles schien totenstumm.

Am andern Tage kam ein Notar in's Haus, und der Vater forderte den Sohn herein und sagte ihm, daß er das Erbe teile. Es wurde alles fest gemacht.

Der Sohn bekam das Häusel und gab die Hälfte des Zinses dem Vater als Einkommen. Der Vater eröffnete ihm starr und feierlich, daß er ausziehen und sich anderweit ein Stübel mieten wolle. Das tat er auch. Er zog zu einem Bauern und lebte dort zuerst für sich, ordnete alles, nahm dann Tagearbeit von neuem auf und war täglich fleißig auf irgend einem Bau — und sonst stumm und ernst. Und aus seiner Versunkenheit kam er auch für die Kameraden, die ihn kannten, nicht heraus. Langsam nur gewann er Farbe in das straffe Gesicht und Teilnahme. Er ging dann wieder öfters zu der Wittfrau, die er auch nach Jahresfrist heiratete. Nur in sein Häusel und zu seinen Kindern ging er nicht mehr.

# Stummer Wandel

Unten im Tale lag ihre Väterei, ein uraltes Bauernhaus, mächtig, mit langer Front und ungeheurem Dachausbau, ein Giebel breit und hoch unter einem alten, nun halb zerborstenen Pappelbaum. In weißem Grunde die Balken in Schwarz, daß das Holzgeäder die Wände in Felder einteilte — die durchsetzt waren mit schwarzen Querbändern, und in den mächtigen Wänden kleine Bauernfenster zu ebener Erde und oben, wo die leeren Stuben unheimlich sich dehnten, in deren einer allerhand Gold- und Silberkränze unter Glas und Rahmen hingen, in deren anderen Stroh herum lag, und nichts stand, als ein alter, zerbrochener Schrank, ein bunter Schub mit einem Brautkranz und Brautkleid der Großmutter drin — nichts sonst — und wo im Winter die alte, fromme Großmutter Gebauer ihre Birnen und Äpfel auf Stroh hinbreitete, lange mit gefalteten Händen besichtigte und Gott für den Segen dankte. Und oben war ein weiter, weiter, schier endlos scheinender Dachraum, hoch — und die Bretter im ganzen Hause krachten, wenn man hinaufstieg, und es war dunkel und öde, daß Eva sich hinter der Großmutter dicke Röcke einhuschte, und die Großmutter fast schalt, wenn sie dabei im Gehen behindert war, und beide, sie und die Magd, den Wäschekorb auf der Treppe abhocken mußten. Und um das Haus, dem

der Großvater noch einen neueren Scheunenbau mit Stall vor die Tür gesetzt hatte, lag in grauem Mauerwerk ein mächtiger Obstgarten — und weit und breit Felder — nichts sonst. Ein Knecht oder eine Magd mußten mit Eva hinüber in die Schule, sonst war sie daheim, und um die alte ernste Frau herum, hatte sie ihr Lamm und ihren Kaninchenstall, und legte schon dort jedes Geschehnis zum Leid und zur Trauer aus.

Die alten Gebauerleute waren in der ganzen Umgegend — rundum — mit besonderer Andacht betrachtet. Nicht nur, weil beide, er ein hagerer, bartloser, vorgebeugter Mann, der nicht viel sprach, aber oft ein Bibelwort, womit er zum Himmel mahnte, und sie eine eilige, sinnige und doch wirtschaftliche Alte, die immer ein Air besaß, wirklich fromm waren. Nein, vor allem, weil man wußte, daß trotz Redlichkeit und Wohlstand, trotz Milde und Frömmigkeit in ihrem Hause der Tod Jugend um Jugend eingeheimst und ihnen nichts, als nur diese kleine Eva gelassen hatte, der jüngsten Tochter jüngste Lebensfrucht. Und eine ungeheure Sorglichkeit umgab nun das Kind. Bauerleute — aber Eva mußte vor Wind und Wetter geschützt werden und durfte nicht barfuß in den Sommergarten. Und die alte peinliche Großmutter mahnte an ihr herum: zärtlich und auf sich angewiesen — und tausendmal unmutig und zag, wie das kleine Mädchen mit dem schmalen Gesicht und den erschrockenen Fischaugen immer schon als Kind gewesen war. Und der alte Mann, der im übrigen sonst tätig und frisch aussah und mit den Knechten um die Wette im Erntetrubel sich in Schweiß brachte mit der Sense oder beim Aufladen der Garben, der Alte wurde zum Kinde und spielte den Klagenden, wenn Evchen in heller Angst zu ihm lief, einmal, als die

Ratte ein weißes Kaninchen buchstäblich bei lebendigem Leibe angefressen. Eva hatte an diesem Tage zum erstenmale die ganze Welt ein Jammertal geschienen, und sie sah lange die helle Sonne nicht, so rannen ihre Tränen — so sehnte sie sich von der Zeit an nach etwas, zu dem sie weder bei Großvater noch Großmutter einen Weg fand.

Und in dem alten, mächtigen Giebelhause, das weithin in aller Ebene sichtbar ragte, ging ein frommer Geist um. Morgens und abends traten in die weite Eckstube, deren Diele immer weiß war und mit lichtem Sand bestreut, die sonnverbrannten Knechte, lustige Kerle, die die Mägde hinterm Heuwagen um die Hüften griffen und würgten und drückten, mit fromm erstarrten Gesichtern ein, und die roterhitzten, derben Mädels kamen aus dem Kuhstall und vom Miste, machten auf den Steinfliesen vor der Tür noch in Hast ein bissel Ordnung in ihre Gewandung, die luftig und bequem an ihnen herumhing, ließen wohl einen geschürzten Kittel über die dicken Waden tiefer nieder, und alles sah gleich auf den ernsten alten Gebauer, der nun, ein Käppchen wie ein geistlicher Herr auf seinem grauen Haar, Gesangbuch und Bibel aufschlug und dann feierlich und lang gedehnt vorlas: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . .“ Bis er zum Singen kam, und Eva nur hinter der Großmutter verborgen hervorlugte, und die ernsten, großen, singenden, aufgerissenen Münder der Gesindeschar um die Tür anstaunte, wie sie vor sich starrten, und rauhes, grelles Getön die Stube bis in den Hof widerhallen machte. So war es in dem Hofe morgens und abends. — Und über der großen Schüssel, die die Magd oder Frau Gebauer selber auf den Tisch trug, rief der alte Mann

auch den Segen Gottes an — und es ging ſtumm und ſtreng zu.

So war es geweſen. So war Eva einſam heran-gewachſen, ein Kind einer früh gewelkten Mutter — und eine Enkelin von alten Großeltern, die ſich in der Trennung von allem Lieben auf Erden hatten ganz an himmliſche Tröſtungen gewöhnen müſſen, das Kind hin-nehmend, daß ſie es auch nur dem Himmel erzögen. —

Gebauers waren nun längſt tot. Im Gebirgsdorf, wo jetzt Eva die Frau eines einfachen Mannes war, kannte man ſie. Daß ſie ſo im Kleinen und Ärmlichen ſaß, war ihr nicht unbequem — im Grunde ſogar gleich-gültig. Die Alten hatten die Bäuerei zurückgelaſſen, und ein frommer Tiſchler hatte Eva geheiratet. Ein wunderbares, heiliges Paar ſollen ſie ſchon geſchienen ſein, als ſie im Brautkranz aus dem alten, hohen Hauſe ging und in die Kirche eintrat. Alle ſtanden drum herum, auch Geſpielinnen. Aber eine Nonne, die man einkleidet, konnte nicht erſtaunter und weiter hinblicken, als wenn ſie am Horizonte eine Viſion ſehe und die Erde ringsum nicht. Sie hatte ſich auch ein ſchwarzes Kleid in Seide gewählt, die Myrten allein blühten fröhlich in ihren reichen Haaren. Und bei der Hochzeit betete man über dem Mahle anfangs und zu Ende. Und fromme Geſichter, wenige alte und noch weniger junge, die lachen wollten, aber doch auch ernſt ausſahen, wie die Knechte und Mägde, wenn ſie in der Alten Zimmer eintraten zum Tagesſegen. Und Eva ſaß, und Speiſe und Trank genoß man faſt ſtumm, ehe die Brautleute heimfuhren. Eine ganz eigene Feier. Nur ſelten, daß ein Junger einmal mit einer Brautjungfer zu lachen wagte, danach gleich wieder verſtummte, ſo wenig ſchien es jedem ſchließlich am Platze. Das Leben

heiter spinnen, froh, im Frühling, wie es Gott gegeben hat, so sich umfangend in Glut und Liebe, daß aus den Leibern und Seelen neue schöne, tätige Leiber und Seelen aufwachen aus dem großen, aus dem zuverlässigen Gottesgrunde, war ganz vergessen — daß jener Ewige selbst lacht mit dem reichsten, seligsten Lachen, wenn er die Augen der Menschen einander zuwendet, daß sie sich leuchtend finden — und Schicksale in eins binden, daß sie Mutter und Vater werden für eine lange Ewigkeit — alles schien vergessen — nichts klang, als stummer Ernst und eine welke Lebenstrauer und ein feierliches Beten: so folgte man dem Brautpaar zum Wagen.

Und nun wohnten die beiden seit fünfzehn Jahren oben in dem Gebirgsdorf und lebten still, und alle achteten sie von ferne — er ein Geselle bei einem Meister, der eine weite Werkstatt besaß, tüchtig und redlich in der Arbeit, pünktlich und geschickt, und sie daheim, in einer kleinen Bäuerei zur Miete oben im Dachgiebel, wo Stube und Kammer Raum genug boten für ihr stummes Vorsichschauen, mit dem sie doch gar keine Erde und fast keine Menschen sah.

Denn es war unendlich seltsam: so jungfräulich sie auch noch um die alten gewesen war, so bestimmt und furchtlos sie einherging in den Zeiten, daß zu den Alten der Tod eintrat, und sie jedem, der zuerst dem Großvater Gebauer und dann der Großmutter, die beide selig starben mit Frieden im Angesicht, die Augen mit weichem Finger zugedrückt; seit sie mit dem Manne lebte, war sie fast ganz erstarrt und zu einer steinernen Maske geworden. Und wer sie sah, begriff nicht, daß ein Leben so jung, Monat um Monat, Jahr um Jahr hinstreichen konnte so im Vor-sich-hinsehen und Welt und Menschen nicht erkennen. Stumm und starr ging

sie — und ihre Augen sahen stundenlang in eine Ecke, während sie ihre kleine Arbeit tat, so lange der Mann auswärts war. Stumm und starr ging sie Schritt um Schritt, als wenn selbst ein frisches Tempo im Lauf ihrer Seele wehe getan. Stumm und starr saß sie im Jahre mehrmals auf den Gräbern unten im Tal, wo die ganze Reihe Gebauer noch in Steinbegräbnissen lagen, und starrte nieder, und keine Miene bewegte sich in dem ernsten Staunen ihrer wasserhellen, jungen Augen. Stumm und starr kam sie näher. Ein jeder erkannte sie an der Behutsamkeit ihres Ganges. Ein jeder grüßte sie und wußte, daß ein versonnenes Lächeln leise, wie man Hauch in kühle Luft hineinweht, kaum aufwachend auch schon wie ein Unbegreifliches ihr selbst entschwinden würde. Und so war es auch. Denn wenn sie heimkam, hielt sie leise ihre Andacht und blickte zu Gott empor, der ihr wohl ein eisgrauer Gott geschienen, schon als der Großvater ihm mit gemessener Würde nur begegnen mußte und sich wohl hütete, einen falschen Tritt in's Derbe, Irdische vor ihm zu wagen.

Und Frau Endler hatte ein Kind bekommen. Leiden der Mutter ertrug sie gern. Die Schmerzen, die ihren zarten Leib fast zerrissen, so daß sie noch blasser und schmäler war, und sich lange nicht erholen konnte, achtete sie nicht. Und das Kind liebte sie noch viel mehr, als Gebauers sie geliebt. Und sie herzte und küßte es, manchmal schier, daß das junge Leben an ihrer Inbrunst in Gefahr war. Und sorgte, und redete heimlich mit ihm. Und wenn der Mann kam, standen beide, wie Maria und Josef, heilig vor der Krippe und blickten stumm hinein ohne zu reden: der Endler, der gütlich und männlich aussah, mit rotem Vollbart, und wohl wie ein Zimmermann oder ein Jünger ausgesehen haben

mochte. Nur einsam ging es zu auch dabei. Man hatte es getauft und eine Frau und einen Mann seines Handwerks gebeten, Gevatter zu sein. Alte Leute. Und die hielten die Kleine, die auch Eva heißen sollte, über den Taufstein. Die Feier war fast noch seltsamer, wie der Endlerleute Hochzeit. Man hatte ein Kind empfangen und wollte es nun dem Himmel weihen. Jetzt bestimmter als je begann sich Frau Endler ihren Gott zu malen, und jetzt kam es ihr auch bestimmter auf wie Furcht vor ihm. Und Menschen die sie in den Jahren, wo das Kind kränkelte um der Zähne willen, begegneten, wollen in ihrem bleichen, fremden Gesicht einen Zug von Schrecken gewahr worden sein, der dem Staunen sich zugemischt, und der jeden auch wie eine Frage verfolgte über das Menschenleben, jedesmal wenn man ihr begegnet war. Aber ihr Gott war nicht so grausam. Er nahm ihr das Kind nicht. Es wuchs. Es wurde ein rothaariges, frisches Kind, dem Vater nach. Es gewann Lust und Laune, und man hörte Lachen oben in der Giebelstube. Das muß der Mutter gute Zeit gewesen sein. Denn sie durfte es ja wohl fünf, sechs Jahre in ihrer Einsamkeit hegen und es heimlich mit lichteren Hoffnungen erstaunen und es schier in Inbrunst küssen, als wollte ihre Liebe und ihr Festhalten an diesem einzigen Blut und Leben, wofür sie noch Augen und Ohren und alle Selbstvergessenheit besaß, keine Grenze finden. Und in der Zeit hatte sie auch die Gräber unten im Tal ganz vergessen. Man sah sie kaum noch auf einem Gange. Frühlinge kamen in's Land. Sie saß unter einem Apfelbaum im Bauerngarten und sah stumm in den Kinderwagen, der vor ihr stand, und wo Eva schlief, und sann nicht, war in sich selig, wie die Blütenblättchen ihr Kind bestäubten.

Und wenn es schrie, entblößte sie ihre kleine Brust und legte ihren winzigen Schreihals weich daran und sann in sich nicht, sie fühlte selig, wie aus ihrem Blut Leben und Liebe in den kleinen, gierigen Saugemund hineinrann. Und wie es größer wurde, saß das Kind schon zu ihren Füßen in Betten im Grase — immer unter demselben alten Apfelbaum, und sie machte ihm Maienkränze um's Haupt und versuchte sich selbst zu schmücken, leise und heimlich — für das Kleine, das dann der Mutter herzhaft zulachte und mit den Händen in der Luft schlug — und ein seltsames Gefühl von Hoffnungsseligkeit war in ihren Mienen, wenn sie sich so ganz vor Kind und Apfelbaum und höchstens noch dem guten, schwarzen Pudel aus der Bäuerei vergessen konnte. Nur wenn der Bauer oder die Bäuerin zu ihr treten wollten, hastig nahm sie ihren Kranz herunter und legte ihn neben sich auf die Holzbank — und wenn einer mit ihr zu reden wagte, dann war sie lieb, aber die Worte wollten nicht recht kommen. Es schoß Röte in ihr zartes Blut, und man wußte nicht viel anzufangen, als nun auch das Kind zu nehmen und es einmal in die Lüfte zu schwenken, was wenigstens der Bauer tun konnte, jedesmal, daß Frau Endler dann empor sah mit einer Angst, als könnte man ihr das Kind rauben. Deshalb auch saß sie da unten fast immer allein. Ja — und sie war nie glücklicher im Leben, als dort allein. Sie war eine Mutter mit aller heimlichen Seligkeit im Herzen. Nun als sie sah, daß da ein rosig Leben ihrem Leibe entwachsen war, das ihr Sinn und Hoffnungen gab, Freuden, nie gekannte, vom Tragen und Sich-schwerfühlen wie eine reife Frucht, durch alle die heißen Schmerzen, die so ahnungsweit wohlgetan, und die Schicksale sind und sich in die Sonne hineinmischen, wie

die Dunkeltöne der Nacht, bis zum Entzücken, wo sie die Hüllen von der weichen Brust genommen, die so weich und weiß nur dem Kinde und seinem ersten Erdenglücke entgegengewachsen war — ja — nun bewegte sie sogar heimlich wie eine Sinnenfreude, wenn sie an ihres Mannes Liebe dachte. Und Leute, die aus der Bauernstube verstohlen durch die Fenster sahen, um sie zu beobachten, wollen gesehen haben, daß sie mit Maßliebchen, wie junge Bräute spielte — und sie zerpflückte und murmelte ...

Diese Zeit war auch hingegangen. Endler hatte den Sarg für Evchen selbst gemacht. Und Frau Endler lebte wieder allein. Man sah sie viel auf den Kirchhof gehen, wo ihr Kind lag. Sie hatte nicht geweint. Nur das Staunen in ihren Augen war schier unbegreiflich groß geworden. Die Fischaugen, hell wie Wasser, sahen fast grausam drein — und doch lag auch Hingabe und Demut drin. Und dann, wenn sie ein Geräusch schreckte, oder wenn jemand sie grüßte, den sie, wenn er herankam, in ihrer tiefen Versunkenheit nicht gesehen hatte, dann fuhr sie fast zusammen. Und wenn sie gütig sehen wollte, war es nur wie eine Angst, die über ihre Züge huschte, wie ein Hauch, den man hinweht. — Und beide nun, Endler und Gebauers Enkelin, lebten still und fromm — nur in der letzten Zeit soll sie nicht mehr genug gegessen und getrunken haben. Es war ihr alles so gleichgültig geworden.

Endler war ein frommer Mann. Er war tätig und gewann immer wieder auch Leben unter die Füße. Er tröstete sich auch. Wenn Furcht und Angst vor Gott in sie kam, sagte er ihr, daß es ein guter Gott wäre, daß uns ein Vater im Himmel lebe, der Eva und alle zu sich nehme, und sie glaubte ihm und lächelte ihm zu,

sanft und stumm. Und wenn er versuchte, sie aufzuwecken aus ihrem Starren, und er ihr zu essen und zu trinken brachte — es ging nichts Rechtes mehr ein in sie. Sie magerte ganz ab. Er versuchte es mit Arzt und Pflege. Das Leben in ihr war zu gleichgültig geworden gegen das Irdische. Sie fing sich an zu sehnen, wie sie sich erinnerte damals zum ersten Male gesehnt zu haben, als die Ratte ihr weißes Kaninchen bei lebendigem Leibe angefressen hatte. Sie lächelte verloren dem guten, frommen Pfleger zu — und nahm kaum noch einen Schluck Wasser, dann und wann einmal, wenn sie lange wie eine stumme Tote schon hingestreckt auf ihrem Bette dagelegen — bis man sie begrub.

# Der Landstreicher

Züge und Ausdruck der Menschen kann man in allerhand andrer Gestalt wiederfinden. In Wetterwolken, die jetzt die — und dann andere seltsame Stirnen und Münder zeigen, und in mächtige Rachen sich auftun oder in fliehende Scharen sich lösen — oder flach und gedehnt wie träge stehende Fische am Himmel lasten, die dann, ein jedes lange, mächtige Tier, Augen gewinnt und zum unheimlichen Luft- und Nebelhaupt in der Höhe sich ausdehnt, mit wulstigen Lippen, darüber die Backenknochen aufwachsen und die Augen sich weiten, drein man in Licht sieht wie in Gründe — das Ganze einem furchtbaren Moloch ähnlich.

Das alles sind nur fliehende, schwankende Dinge. Das alles sind nur Träume, die am Himmel hinjagen und im eigenen Schauen hinjagen, ein Leben von wenig Atemhauchen führen und dann auch schon verwehen und zerrinnen.

Oder man findet Menschenzüge in Felsköpfen hoch oben, wenn drunten im Tale schon Schatten gehen und die Steinhäupter allein im Lichte ragen. Die Steinhäupter starren in Jahrtausenden unverwelklich. Sie sind in Jahrtausenden, was Wolken in Augenblicken. Aber sie zerrinnen und verwehen wie sie. Was ist die Zeit? Die Mienen der Götter sind ihnen für lange eingegraben. Ewiger und dauernder wie Menschenzüge. Aber auch die Steinmienen sind Launenzüge. Sie verstreichen und verwehen. Wolkenbilder, die ein Jahr-

tausend stumm und starr blieben. Was ist ein Jahrtausend? Wie viele, die verweht sind, daß so mächtige Blöcke, unzählige rings, von lichtem Flechtenglanz umsponnen, zertrümmert liegen, alles einmal Ragende wie Götterhäupter! — Und daß nun ewig neue Wolkenschiffe mit Geisterbemannung — ewig neue, weite Rachen und fliehende Schwäne — neue, undeutbare Ungeheuer — und weiße Stirnen, streng und gewaltig — und Augen, in Atherglanz tauchend, entschweben aus den Gründen hinter den Bergen.

Das alles sind nur Träume. Die Wolken und die Felsen, die in Wolken ragen, alles sind nur fliehende und schwankende Dinge. Die Jahrtausende gehen ungehört wie auf weichen Sohlen.

Und zwischen den Trümmern der Götterbilder grasen bunte Kühe und rufen verwehend in die Zeit. Und kleine Flattergeister, Klümpchen Erde, die aufgeflogen, weben nie gedeutete Töne in die Lüfte, streichen flügelgebend ängstlich in Nebeln um die Steinwesen, von den Lüften verworfen, daß sie kämpfen müssen. Arme greifen, die sie nie gesehen, Atem weht aus Kehlen, die sie nie gesehen. Die seit Jahrtausenden greifen und atmen, länger als Steinhäupter und Wolken. Die die Steinhäupter mit ihrem Atem versengen und die Wolken verwehen mit ihren gewaltigen Seufzern durch die Erdenlande und durch die Zeit.

Und Eulen flattern auf. Seltsame Schreie klingen dumpf wie Totenklage, eintönig und verhallend in den Schrunden, wenn die Nacht kommt. Die Nacht, die älter ist wie Jahrtausende und wie Stürme. Die uralte Nacht, in der Gott schlief, ehe das Licht in den Äther sprang.

Die Nacht — das große Grab, die große Mutter. Alles schlief in ihr. Alles deckt sie. Alles ruht zum Auferstehen bereit in ihr aus. Die Quellen raunen und rieseln in der Nacht. Wann flossen die ersten Tropfen aus Felsen in Nacht zu Tale nieder? Die Welle plaudert und ist redselig immer und murmelt vor sich hin. Alle lauschen gespannt, wenn die Quellen in Nacht rieseln und raunen. Und des Deuters Weisheit denkt, daß die Wolkenhäupter Söhne der Welle sind, die tausendfache Gestalt nimmt, daß eines Menschen Angesicht und Auge das ewige Geheimnis der Quelle ist; daß der Stein hingebildet aus dem Feuchten, dauert und ragt, und der feuchte Atem aus unsichtbaren Kehlen ihn anweht und verzehrt unter den Seufzern durch die Erdenlande und durch die Zeit.

Denn die Mienen in Felsen und Menschen, in Eulen und Wolken sind einer Mutter Züge —: Launenzüge sind aus der Welle ins Blut geschrieben. Und in dem Auge des meckernden Zickleins sieht das alte Licht zu seiner Mutter Quellen auf und in den feuchten Lippen, die sich an die Euter drängen, drängt noch immer die verstoßene Welle zum Urgrund.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Dorf lag im Tale, in die Enge der Wände hineingezwängt. Sonne lag auf den blauen Dächern und blitzte aus den kleinen Scheiben. Die Obstgärten, die in die Fenster der Häuschen hingen, glänzten in Tau, und die Wäschelaken an den Zäunen waren eingeholt. Es war Sonntag. Der Bauer saß am Tisch und sah reinlich aus. Er redete nicht. Er war ein gewichtiger Mann unter den Seinen und nun gar Sonntags. Er strahlte jetzt Würde und Sicherheit, sah sich um und dachte kaum an werktägliche Dinge. Er

hatte es im Blute, wie sein weißes Hemd, und machte ein ganz feierliches Gesicht.

Und die Bäuerin schob noch alles hin und her. Die mußte freilich auch Sonntags Ochs oder Esel aus dem Brunnen holen. In der raschen Hantierung war da kein Nachlassen. Die Töpfe, die brodelten, mußten eine rege Hand haben, die sie hin und herschob; und die Mägde mit den derben Armen, so rund wie Würste, und mit dem Gekreisch und Gelächter draußen im Rinderstalle, die mußten immer eine Stimme irgendwo fühlen — auch im Dunkeln und Geheimen, von der sie auch fürchteten, daß sie Ohren und Augen hätte, sonst waren sie bald in allerhand Lotterleben und hatten Rinder und Kälber vergessen.

Das schrie und stapfte und brüllte da drinnen und gab den alten Grundakkord eines Bauernlebens.

Draußen zog auch der Sohn den alten Falben aus der Schmiede heim, den er noch vor Kirchgang mußte mit Eisen versehen. Aber auch der Sohn hatte ein weißes Hemd an und sah reinlich aus. Es war eine Feierlichkeit, die selbst der Falbe merkte, der nur ganz unbedenklich langsam trottete, gar nicht etwa, als wenn es etwas anderes noch in der Welt gäbe, wie Heu und Hafer, und der jetzt gar kaum die Beine hob, daß er mit den neuen, plumpen Eisen die Stallschwelle streifte und ein Stück Span mit abriß.

„Nu — da — . . . heb nur wenigstens die Knochen, wenn's auch Sonntag ist", sagte sehr mild gestimmt der große, junge Bursche, und hatte bald das Wort vergessen.

In dem Dorfe gab es jetzt an Ecken und Enden, in den Höfen und aus den Hütten der Hänge festliche, bunte Menschen. Sie waren alle wohlgestimmt, und

es war eine rechte Bereitschaft, einmal Hassen und Hasten zu vergessen und mit stiller Würde zu schreiten. Sonne lag hoch im Morgenäther. Sonne kam wie aus der Bergwand in die kleine Enge. Alles schritt darin heimlich angetastet bis ins Blut von Wärme und Glanz, und die reinlichen Hütten und Höfe und Felder, die ein jedes einem Paar Augen und einem bestimmten Blute zugehörten, gingen jetzt wie eine frohe, sonntägliche Vision mit Bauer und Bäuerin und Schmied und Wagner, die allmählich einer dem andern zur Kirche folgten.

Es waren alles feste, ehrwürdige Männer, bis auf den Schneider, der ein wenig wippte, auch vor der Kirche zu lachen wagte, und einen Witz nicht scheute, selbst wenn er in die sonntägliche Sonnenluft verklang.

Und die Glockenklänge brachen sich und klangen nun voll und heilig und tanzten in der Goldluft und wiegten sich. Allen hörenden Herzen wurde der Weg noch leichter, weil sie sich mit den Klängen wiegten. In alle die fuhr der volle, reiche Laut, und die ganze Würde des Dorfes war in jedes Blut gehoben, und niemand fühlte mehr das arme eigene Leben flüchtig und abgehastet — die Fülle und Reinlichkeit, die reifenden Felder und der Glanz der Obstgärten stand in jedes Auge; alle waren nun eine Sonntagsgemeinschaft und ein Fest.

Die Glocken klangen hin und klangen her. Sie verwehten hoch in die letzte Hütte am Waldsaum und der stolze Hochton ebbte nieder, und wer in der Ferne noch ging, strebte eiliger, wer nahe war, sah die wogende Glockenzunge und sah die Dorfjugend auf dem Turm in dem Himmelsblau und sah den mächtigen Metallhut schwanken ... bis die letzten gekommen waren ... bis auch die letzten Töne zögernd klangen, einsilbiger, unter-

brochen, dann einmal Stille war, noch ein Laut, noch ein hartes Klingen, ſcharf faſt — und dann das Dorf einſam lag mit den Sonnenſtrahlen, die unter den Schattenbäumen ſich ringelten und tanzten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sonntag — in der ſtillen, kühlen Dorfkirche ... der Paſtor ſtand unter den Einfältigen oder Stolzen, die alle ein feſtliches Kleid anhatten. Der Geſang verbrauſte. Dann kamen die getragenen Worte. Das Evangelium vom reichen Manne und vom armen Lazarus. Chriſtus hat uns das Evangelium vorgelebt. Er lehrte nicht mit Worten. Er lebte uns die Menſchenliebe vor. So konnte Paulus dann ſagen, was die Liebe iſt. So konnte man es auch am Sonntag hören, die Geſchichte vom reichen Manne und armen Lazarus.

Der Bauer ſah nur noch dann und wann ſich um. Die Bäuerin war feierlich und hielt das Tüchel vor die Naſe. Die Jungen auf dem Chore ſchrieen nicht mehr, ſie muſterten längſt die geſenkten Köpfe, Reihe an Reihe, und ſtießen ſich einmal an und lachten. Sie hatten auch den Krähhahn, einen elendigen Bettelmann im hinteren Geſtühl entdeckt.

Und in der Wölbung brach ſich das freundliche, eindringliche Wort, und füllte alles mit Aufheben und Würde. Alles ſaß verſunken in dem feierlichen, kleinen Wortereigen, der einen Augenblick klang wie Liebe in allen Seelen ... „Liebe ... Liebet euch — — — — — — — — — Liebe ... Liebe ... Liebe ...

— — — — — — — — — — — — — — —“

— Da ... ein heimlicher Strahl kam durch die Kirchtür; als wenn ſie ſich auftäte — und legte ſich auf einige Köpfe wie ein Schein, und man wußte nicht ...

Der Pastor sprach, aber paßte auf den Lichtstrahl, denn jetzt hinterdrein drückte sich ein Landstreicher zur Kirchtür herein, dem Lichtstrahl nach; ein grauer, staubiger Mann mit Schweißperlen auf der braunen Haut. ein Fremder — aus einem südlichen Vaterlande . . . einer der durch's Dorf wanderte — einer den das Schicksal ruhelos umtrieb!

Die schwarzen Haarsträhne glitten in das braunbleiche Gesicht. Die Augen waren Glut, aber er sah niemand an. Nur die Bauern sahen ihn an, so daß die Worte einen Augenblick verhallten in ihren Ohren. Und der Pastor sah ihn an. Er empfand es als Störung und hatte gleich einen Unmut in den Linien seiner Stirn. Sein Mund sprach weiter, aber auch ihm verhallten seine eigenen Worte, weil sich der fremde Landstreicher in seine Kirche drängte und in seine Seele. Alle sahen heimlich oder offen auf den grauen, staubigen Fremdling, der sich demutsvoll in die hohen Tore hereingeschmiegt, und der nun auch unter den Wölbungen nicht Halt gemacht.

Es war gar seltsam.

Der Wind hatte ihn hergeweht, diesen Durstigen nach der Quelle. Er hatte nur an dem hohen Turme draußen erkannt, daß einem hier eine Freistatt wäre, aufzublicken und zu versinken. Er achtete gar nicht, was man redete. Er verstand das Wort nicht, das die Feier gab. Die Schweißtropfen rannen von seiner Stirn. Der schwarze Haarsträhn hing lose über dem gesenkten Kopf. Der verrissene Bettlerhut hing mit dem Wanderstab in den gefalteten Händen. Er fragte auch nicht die Mienen, ob er ein hochzeitlich Kleid brauchte zu seinem Trunke.

Die Jungen auf dem Chore lachten heimlich. Der Geistliche sah ihn wieder an wie mit einem zufälligen

Blick aus seiner Vertiefung in die klingend fließenden Worte des Evangeliums. Im Dorfe war er ganz unbekannt. Das hatte jetzt der Pastor innerlich erkannt. Aber weil er doch ruhig fortsprach, senkten die Köpfe sich neu in die Worte, die herumklangen im stillen Raume — und niemand sah dann anders als nur mit einem heimlichen Seitenblick noch zu dem Fremdling.

Ein richtiger Vagabund, dachte man. —

Aber versunken war er — ganz anders noch gleich beim Hereintreten, als der Bauer, der beim Horchen und Hören sich und seinen Stolz nicht wegwarf, auch die Bauerndirne nicht, und die alte Bäuerin, die heimlich an ihrem Spitzentuche zog, es glatt zu machen. Auch der Geistliche nicht, der zwar feierlich sprach, aber grade jetzt nur dachte: „Ach, ein Katholik, oder Grieche — lassen wir nur den Fremdling! dulden wir ihn —" so etwas ging neben seinen feierlichen Worten in ihm her. Auch der alte Bettelmann des Dorfes fühlte wie eine Anwandlung gegen den Fremden, der nicht gefragt hatte zu kommen, nur so mitten hindurchgegangen war durch den weiten Raum leise und in Demut, aber nicht in Demut vor denen, die da saßen.

Des Fremdlings Augen waren Glut und Suchen, aber er sah sich gar nicht um. Er war leise hindurchgegangen und hatte sein Knie vor dem Altare gesenkt, bekreuzte sich jetzt und lag auf den Stufen und hörte nicht die Worte und sah nicht die Menge. Aber vor seinem Gotte lag er jetzt da im Staube — und betete — und die Schweißtropfen rannen.

So kam in alle allmählich ein heimlicher Schauer. Auch der Pastor bekam einen Schauer. Der Pastor hob jetzt die Worte und tränkte sie neu mit Liebe und trieb die Seelen zum Aufschwung.

Die Hände des Fremdlings lagen hart um Wanderstab und Hut und fieberten. Er lag lange versunken — als wenn niemand um ihn wäre — nicht Sekten, nicht Heiden — tief demütig lag er vor dem Unsichtbaren.

Er wischte sich wieder den Schweiß ab und sah auf zum sterbenden Christ am Kreuze — ein inbrünstiges, langes Versunkensein — dann bekreuzte er sich neu — vollendete seine heimlichen Worte, so achtlos wie er gekommen war, erhob sich eilfertig — scheu — und ging — eilig — demütig wieder auf seinen Wanderweg.

Es war wieder ein Sonnenstrahl hereingeschlüpft, ehe er hinaus war. Die Worte des Pastors klangen nun fast freudig. Die Seelen in den Bänken hatten die Quelle gespürt. Der Pastor hatte die Quelle gespürt. Der graue Landstreicher hatte die Quelle angerührt und getrunken. Keiner wußte warum jetzt der Pastor so freudig sprach. Es war ein Sonnenstrahl vor ihm hergegangen, und der ewig Suchende hatte mit seinem Wanderstecken an den Stein geschlagen. Die Quelle rann auch irgendwo unter ihnen. Es war eine Feier in allen. Ein jeder hatte das Dorf vergessen. Der Pastor hatte seine Kirche vergessen. Sie hatten alle eine Vision: wie im gelobten Lande, wie wenn einer am Rebekkabrunnen gelegen, wie wenn eine hohe Frau ihm den Eimer gereicht, zu trinken. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er wandert jetzt weiter — längst — wie Wolken und Wind wandern, Jahrtausende, wie Blätter wandern, im Winde gejagt, wie Träume wandern. Er wandert — und wird nicht Ruhe finden. Er ist ein Bruder der Lüfte und Sonne. Ein Staubkleid trägt er, eine Miene wie graue Steine. Die Stolzen um ihn verharren im Stolze. Die Klugen in ihrer Weisheit.

Keiner denkt, daß er nichts ist. Ein Amt hat er. Besitz hat er. Ein Mensch ist er. Gar ein Großer ist er. —

Die Wolkengesichte gehen und wehen. Berge und Felsen, Kleine und Große verwehen. Der Atem des Unsichtbaren weiß Wandel zu schaffen. Die Eule hängt tot im alten Baumast und kann nicht rufen. Dörfer und Städte — nichts ist geblieben. Und die Jahrtausende verschütten die Quellen und Felssteine türmen sich auf. Aber der aus der Tiefe durstet, hebt sie auf seinem Wanderweg von den stillenden Wassern. Und überall findet der Landstreicher die Stelle, vor seinem Gotte hinzusinken und überall auch die Stelle, wo er einst begraben liegt.

Biographiſche Notiz.
Inhaltsverzeichnis.
Verzeichnis der Werke
Carl Hauptmanns.
Anzeigen.

Von Carl Hauptmann sind im Verlag von Georg C. W. Callwey in München erschienen:

Aus Hütten am Hange, Erzählungen
broſch. 3.— Mk., geb. 4.50 Mk.

Aus meinem Tagebuch. 2. Aufl.
broſch. 5.— Mk., geb. 6.50 Mk.

Die Austreibung. Ein Bühnenſpiel
broſch. 3.— Mk., geb. 4.50 Mk.

Die Bergſchmiede. Schauſpiel
broſch. 2.50 Mk., geb. 4.— Mk.

Judas: Erzählungen
broſch. 5.— Mk., geb. 6.50 Mk.

Des Königs Harfe. Dramatiſche Dichtung
broſch. 3.— Mk., geb. 4.50 Mk.

Mathilde. Ein Frauenleben
broſch. 5.— Mk.. geb. 6.50 Mk.

Miniaturen. Ein Skizzenband
broſch. 3.— Mk., geb. 4.50 Mk.

Moſes. Bühnendichtung
broſch. 3.— Mk., geb. 4.50 Mk.

Napoleon Bonaparte
Teil I. Bürger Bonaparte. II. Kaiſer Napoleon
broſch. 6.— Mk., geb. 9.— Mk.

Panſpiele
broſch. 4.— Mk, geb. 5.50 Mk.

Unſere Wirklichkeit. Ein Vortrag
broſch. 1.— Mk.

ERNST ROWOHLT VERLAG ▫ LEIPZIG

## Carl Hauptmann

# Nächte

### Zweite Auflage

Geheftet Mark 3.— Gebunden Mark 4.50

Franz Servaes in der „Neuen Freien Presse“: Carl Hauptmanns Sprache und Erzählerkunst ist voll sinnlich blühender sowie beziehungsvoll aufleuchtender und ineinander verschlungener Wendungen; dabei getragen von einem großen, wachen und vielgestaltigen Naturgefühl, das diesen Erzählungen eine Atmosphäre schafft, die sie mit wundersamer Fülle und Lebensträchtigkeit umgibt. Das ist mit großer, herber Kunst gemacht! Wer solches vermag, der steht neben den höchsten Namen, die wir unter den heutigen aussprechen als ein Ebenbürtiger da.

Hamburger Fremdenblatt: Ein prachtvolles, tiefes Werk! Es ist, als ob uns durch magische Schleier ein Blick in die unerforschtesten Winkel menschlichen Wollens und Handelns vergönnt würde. Es ist gleichsam eine feine, zarte Märchenstimmung, die der Dichter durch das ganze Werk festhält. — Ueberall ein Nachspüren der dunklen Gewalten, die uns meistern, ein Zittern und Klingen sphärischer Töne und endlich die Offenbarung eines ungetrübten Menschheitsglaubens, abgerungen in der „Nächte“ finsterem Walten.

Weser-Zeitung: Die „Nächte“ Carl Hauptmanns sind die Wege dreier Männer, verschlungen, fremdartig und in die Irre führend. Zwei dieser Wege stürzen ins Gras, einer führt zum Licht; zwei werden Erfüllungen, zerstörte Daseinsformen, einer aber ein Problem. Und seltsam: jene zwei Novellen, die nach einer Fülle von Geschehnissen den tragischen Abschluß des Todes finden, sind ganz von Pessimismus getränkt; die problematische hingegen ein Hymnus auf den Optimismus. — Hymnus ist eigentlich alles bei Carl Hauptmann: die Kürze, die Wiederholungen, die wunderbar fein gesagte Liebe zu den Frauen, die Freude am Emporringen, der Schmerz über zerbrochene Kraft. Und weil alles von dieser dithyrambischen Erhabenheit beherrscht ist, schafft die Kunst der Darstellung, Psychologisierung, Durchgeistigung, Konzentration eine starke, geschlossene Einheit.

Rhein. Westf. Zeitung: Diese Novellen zeugen von Hauptmanns verstehender Liebe ebenso wie von einer hohen Meisterschaft der Form, die den Rhythmus des Vortrags aus dem Erlebnis schöpft.

Wir bitten Prospekte über unsere Neuerscheinungen zu verlangen

# »Die Leſe«

iſt ein Unternehmen, in deſſen Namen mit Grund die Doppelbedeutung des Wortes Leſen anklingt. Ausleſe des Beſten aus dem weiten Umkreis des Lesbaren: darauf kommt es an.

»Die Leſe« will die längſt im Stillen vorhandene Gemeinde derer, denen die Schätze alter und neuer Literatur kein totes Kapital ſind, auch durch ein äußeres Band vereinigen. Ihre Geſinnung ſoll durch das Gefühl enger Zuſammengehörigkeit ſich befeſtigen und ſtärken. Immer mehr geiſtige Kräfte ſollen dem Guten und Echten gewonnen, der Schundliteratur im engeren und weiteren Sinn abſpenſtig gemacht werden.

Als Ideal ſchwebt der »Leſe« vor: das deutſche Geſamtvolk im bewußten gemeinſamen Genuß ſeines geiſtigen Beſitztums!

Näheres iſt durch die

Geſchäftsſtelle der »Leſe«
Stuttgart, Ludwigſtraße 26

zu erfahren, die allen Intereſſenten die Satzungen des Vereins, die Anleitung zur Gründung von Ortsgruppen, Probenummern der Zeitſchrift, Verzeichniſſe der Bücher und ſonſtiges Orientierungsmaterial koſtenlos überſendet.

## 1. Der Eingetragene Verein »Die Leſe«

mit dem Sitz in München. Trotz ſeines erſt 2½jährigen Beſtehens zählt er bereits Tauſende von Anhängern. Aus Angehörigen aller Schichten der Geſellſchaft ſetzt ſich die »Leſe«-Gemeinde zuſammen. Sie erſtreckt ſich über Deutſchland und Öſterreich, auch über das deutſchſprechende Ausland und bildet überall einen feſten Wall gegen den Andrang verderblicher Tendenzen, welche Geiſt und Gemüt des Volkes durch ſchlechte Lektüre vergiften wollen. Der Verein »Die Leſe« bildet auch Ortsgruppen. Er gründet Bibliotheken, fördert alle Volksbildungsbeſtrebungen und ſteht denen, die gleichfalls ſolche Förderung planen, jederzeit mit Rat und Auskunft zur Seite. Der Jahresbeitrag beträgt 6 Mk.

## 2. Die Literariſche Zeitſchrift »Die Leſe«

Sie ſammelt das Beſte aus der Literatur aller Zeiten und Völker und bringt auch regelmäßig Beiträge der bedeutendſten lebenden Autoren. Sie bietet außerdem Reiſebeſchreibungen, kultur- und weltgeſchichtliche, techniſche, naturwiſſenſchaftliche und andere Beiträge. Immer verſucht ſie, durch Originalproben ein unverfälſchtes anſchauliches Bild der Werke zu geben, denn bei dem, was in der Gegenwart über Bücher geſchrieben wird, kommen oft die Bücher ſelbſt zu kurz. »Die Leſe« will — ohne Anſchluß an irgendeine Partei — volkstümlich ſein, aber nicht in dem Sinne, daß ſie meint, zum Volk »herabſteigen« zu müſſen, ſondern dadurch, daß ſie das Volk in die Geiſteswelt ſeiner großen Denker und Dichter emporhebt. Darum werden die Leſer auch durch die ganze Art des Blattes zu eigener weiterer Lektüre, durch häufige Prämienausſchreiben zu unmittelbarer Mitarbeit angeregt. Die letzten Ausſchreiben lauteten »Aus der Kinderwelt«, »Sprüche von Haus und Weg« und »Geſchichten aus dem Berufsleben«. Mitglieder des Vereins »Die Leſe« erhalten die Zeitſchrift jeden Samstag frei ins Haus.

## 3. Die Bücher der »Leſe«

Mit dem entrüſteten Eifern gegen die Schundliteratur allein iſt es nicht getan, ſie muß durch vollwertigen poſitiven Erſatz verdrängt werden. Darum gibt der Vorſtand mit Unterſtützung einer Kommiſſion, außer der Zeitſchrift, literariſch wertvolle Bücher heraus. Ihr Inhalt iſt ebenſo vielſeitig wie der der Zeitſchrift. Sie bieten Altes und Modernes, aber immer nur Gediegenes: eine geſunde Koſt für Geiſt und Gemüt. — Mitglieder des Vereins »Die Leſe« erhalten alljährlich, außer der Zeitſchrift, zwei ſchön ausgeſtattete Bücher im Verkaufswerte von 3 Mk. als Vereinsbücher gratis und franko geliefert.

## Stanley, „Mein Leben“

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe:

Übersetzt von Gustav Meyrink und Achim v. Kloesterlein. Zwei starke Oktavbände (928 Seiten) mit vier Vollbildern und einer Karte der drei Afrikareisen Stanleys.

In festem Umschlag, geheftet beide Bände 12 Mark,
in Leinen gebunden (mit Goldprägung) 15 Mark.

Diese Autobiographie Henry Morton Stanleys, des großen Afrikaforschers, ist von seiner Witwe im vorigen Jahre herausgegeben worden und hat in England und Amerika das größte Aufsehen erregt. Sie ist eines der spannensten Werke, da das Leben Stanleys auch schon vor seinen Reisen eines der schicksalsvollsten und abenteuerreichsten gewesen ist.

„Ich habe darüber nachgedacht, wie es von Hunderttausenden von Menschen gelesen werden könnte; es enthält die Grundzüge dafür, wie man die größte Tatkraft erlangen kann“, schreibt der Herausgeber von Mc. Clures Magazine in New York.

## Georg Muschner, „Über die Brücke“

broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—

## Hans Bötticher, „Was ein Schiffsjungentagebuch erzählt“

broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50

## „Die Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen“

broschiert Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.50

## Gisela Etzel, „Aus Jurte und Kraal“

broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50

## Karl Henckell, „Weltlyrik“,

broschiert Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.—
Liebhaberausgabe nummeriert in Pergamment Mk. 7.50

## Karl Henckell, „Im Weitergehen“

broschiert Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.—

## Colin Ross, „Im Banne des Eisen“

broschiert Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.50

—— Sonderprospekte durch jede Buchhandlung. ——

## Verlag „Die Lese“ Stuttgart.


Druck von der Buchdruckerei Jung & Sohn, Stuttgart.

BINDING SECT.
MAR 1 3 1972

PT
2615
A96A6
1912

Hauptmann, Carl Ferdinand
Maximilian
Der Landstreicher und
andere Erzahlungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 03 15 016 9